Müller. 1.

Hist. pol. (8°) 786.
Staatl. Bibliothek Regensburg
Hist. 786.

SBR069026886743

Das Brocken Wirthshaus auf der Heinrichshöhe
im Hintergrunde der grosse Brocken.

~~~ das Brockenthor ~ das Wolkenhäuschen ~~ der Hexenaltar und die Teufelskanzel
~~~

Meine Streifereyen in den Harz und in einige seiner umliegenden Gegenden

von

Wilhelm Ferdinand Müller,
Doktor der Philosophie,

Hist. pol. (89) 786.

Erstes Bändchen.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Mit einem Kupfer.

Weimar,
gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.
1800.

A

Meine
Streifereyen
in den Harz
und
in einige
seiner umliegenden Gegenden.

In den Stunden der Rückerinnerung meiner Wanderung über den Harz, und in einige der Gegenden, welche sich an seinen Füßen hinstrecken, entstanden diese Blätter. Von ihrer mehrfachen Unvollkommenheit bin ich selbst nicht unüberzeugt; allein, es sollen auch nur Bruchstücke, Fragmente seyn. Vollkommene, jeden Gegenstand erschöpfende Beschreibungen der Orte zu liefern, durch die ich kam, das wollte ich nicht, theils, weil ich sonst die Grenzen einer Reisebeschreibung überschritten haben würde, theils fühlte ich mich schon durch andere dieses Geschäfts überhoben. Ich hob nur Ansichten solcher Gegenstände heraus, welche meinem Gefühle am nächsten lagen. Vermißt daher Jemand etwas Bemerkenswerthes, und sieht er unbedeutendere Sachen vorgetragen, so schreibe er es allein meinem, mit dem seinigen nicht übereinstimmenden Gefühle zu.

Daß ich die Dinge, von welchen ich rede gerade so, und nicht anders darstelle, möchte manchem anstößig seyn; allein, jede Sache in der Welt hat zwey Seiten, jeder betrachtet die Gegenstände um sich her aus einem andern Gesichtspunkte, und ich habe auch meinen eignen, den ich gerade nicht für den einzig richtigen angenommen wissen will.

Wem diese oder jene Aeußerung ein Aergerniß seyn sollte, dem muß ich entgegnen, daß ich nicht alles loben konnte, was ich sah, und daß ich da nicht schweigen wollte, wo Tadel nöthig war. Heucheln mochte ich auch nicht, also mußte die Wahrheit da Platz greifen, wo man sie vielleicht ungern erblicken wird. Iacta est alea!

Göppingen am 15. Jul.
1799.

W. F. Müller.

Müde des Anblicks der zahllosen Erbärmlichkeiten des mich umgebenden Tands und Schimmers; müde der langweiligen Freuden, der faden, geistlosen Beschäftigungen, welche man Vergnügungen nennt, wovon ich während meines Aufenthalts im Lauchstedter Bade ein Theilnehmer seyn mußte; und übergesättigt von allen den Lustparthien, wonach man sich hier drängt, und womit ein Tag wie der andere verschleudert wird, sprang ich von meinem Sitze auf, den ich unter einem der schattigsten Kastanienbäume lange Zeit behauptet hatte, fest entschlossen, einen Ort zu verlassen, wo man sich unmöglich lange gefallen kann, und wo nur ein siecher Körper, von der Hoffnung zu genesen gestärkt, länger als eine Woche mit Vergnügen verweilen mag.

Langsam schritt ich die große Allee auf und ab, um mit mir selbst einig zu werden, wohin ich nun meinen Wanderstab setzen wollte. In mich vertieft, und mit meinem Reiseplane beschäftigt, hörte ich

nicht den Trompetenstoß, der ins Schauspiel rief, und sah nicht die an mich vorüberstreichende, dahin eilende Menge. Plötzlich hielt mich einer meiner Bekannten mit den Worten an:

„Mon dieu, Freundchen, was fehlt Ihnen? Sie sehen und hören ja nicht. Sie sind hipochondrisch, histerisch, Sie müßen reisen, sich Bewegung machen.“

Das will ich auch.

„Wohin woll'n Sie reisen, vielleicht nach Hamburg?“

Nein, dahin nicht.

„Mais, cher ami, man ißt da sehr gut.“

Das weiß ich, und deshalb mag ich nicht hin, denn der Magen leidet nur zu sehr dabey, wenn man kein geborner Hamburger ist.

„Nun, wo wollen Sie sonst hin?“

Ich, — (ich wußte es warlich selbst noch nicht) ich — vielleicht auf den Harz.

„Auf den Harz, o fi donc, da ist's zu kalt, die populaçe zu grob, nein da mag ich nicht mit.“

Und dort hüpfte der halbe Franzmann hin.

Es ist ein so wahres als altes Sprichwort, daß nichts in der Welt so schlecht ist, es ist doch zu Etwas gut. So z. B. dieser Mensch, der mich hier verließ. Es war ein Junkerchen von einem benachbar-

ten Hofe, das dem gewöhnlichen Gepräge seiner Kollegen nichts nachgab, ein Mitglied der großen Innung der Tagediebe und Taugenichtse, in die zu gelangen es keines Meisterstücks, und keiner Muth- und Wanderjahre bedarf, und deren Ausbreitung keine Regierung Grenzen zu setzen braucht, denn sie nehmen sich die Arbeit nicht, da keiner derselben welche hat. Sie hüpfen in der Welt umher, werden nicht bemerkt, verprassen anderer Leute Geld und Gottes edle Zeit, hüpfen wieder hinaus, und werden nicht vermißt. Bey Erblickung eines solchen Menschen der Form nach, habe ich mich oft schon gefragt: wozu dient so ein Geschöpf? — und wenn mir hier mein Verstand keinen Ausweg zu verschaffen vermochte, so tröstete ich mich immer damit, daß es ja so viele Dinge noch auf dieser Erde gäbe, deren Existenz uns unnütz scheine, es aber doch nicht sey, und wobey der weise Schöpfer tief liegende Absichten gehabt haben müsse. Jezt entdeckte ich mit einemmal, daß diese Gattung von Menschen doch auch von Nutzen seyn könne. Ich wurde nemlich durch seine Fragen veranlaßt, ihm den Harz zum Ziel meiner Reise anzugeben; und ob dies gleich nur von meiner Seite geschah, den Menschen früher los zu werden, so gewann die Sache doch bald ein ernstlicheres Ansehn bey mir selbst. Ich kannte diese gebirgige Gegend, diese kleine Schweiz nur aus

Beschreibungen, aber dennoch war ich sehr für sie gewonnen, und längst war es mein Wunsch, sie zu durchirren. Ich entschloß mich daher hurtig dazu, und habe nie diesen raschen Entschluß zu bereuen Gelegenheit gehabt, vielmehr sehr oft jenem Junker im Stillen gedankt, wenn mich eine schöne Gegend entzückte, daß er die erste Veranlassung zu dieser Reise war. Mein Bündel war bald geschnürt, und ich verließ an einem heitern Morgen, wo noch der größte Theil Lauchstedts von den Schwärmereyen der vorigen Nacht die matten Glieder ausstreckte, diesen Ort.

Giebichenstein.

Da liegen sie um mich her, die Reste der einst so merkwürdigen, der einst so glänzenden, der so kühn auf die Stirn eines nackten Felsens erbauten Burg, und nun! — langes Gras schwankt zwischen den Steinhaufen hin und her, Winde spielen mit den einsamen Blümchen, die sich spärlich auf den herabgerollten Steinen nähren. Alles modert, alles eilt der Verwesung sichtlich entgegen. Keine Spur mehr von jenen Prunksälen sächsischer Kaiser, kein Schatten mehr von jenen von Gold strotzenden Gemächern

stolzer Erzbischöfe, kein Bild mehr der ehrwürdigen Baukunst unserer Voreltern, nichts, nur morsche Wände, von Epheu berankt, zeigen die Grenzen des Pallasts, sonst liegt alles niedergestürzt, hinabgerollt in die schwindelnde Tiefe, zerbröckelt da. Ein weicher Rasenteppich wölbt sich über die niedergesunkenen Mauern hin. Ruhe und Friede, Stille und Eintracht haben sich nun an diesem Orte des ehemaligen Kriegs- und Freudengetümmels, bachantischer Schwelgereyen und Gelage niedergelassen. Blumen blühen an den Oeffnungen finsterer Gewölbe, und nicken duftend hinab; Schwalben umflattern traulich den der Zeit getrotzten Thurm, in dessen Mauern vielleicht mancher Unglückliche den Himmel um Freyheit bat, und ihre Brut ruht jezt friedlich unterm Dache desselben.

O der Wandlung der Dinge! —

Ruhevoller weilt mein Blick, auf den ringsum lachenden Fluren. Ueberall ländliches Leben und Getümmel, überall ein arbeitsames Regen und Streben auf dem großen bunten Teppich, den die Natur um diesen Felsen her breitete. Unter mir ein fröhliches Völkchen auf den sanften Wellen der Saale, in einem engen Kahne beysammen, dort ein anspruchloses Dörfchen, unter Felsen und Erlen versteckt, über mir ein Azur-blauer Himmel; Alles

lacht mir Heiterkeit entgegen, Alles athmet Wonne in dieser schönen Parthie der Erde, überall herrscht ein sanftes Kolorit in dieser Landschaft, eine Liebenswürdigkeit, die ihr Jedermann zugestehn muß.

Wirklich ist die Aussicht von diesem Felsen hinab und umher in die nahen und fernen Ebenen überaus schön. An seinem Fuße gleitet die Saale ruhig dahin, und in ihrer stillen Fläche spiegelt sich das am jenseitigen Ufer gelegene Dörfchen Cröllwitz; weiter hin rauscht der Fluß über ein Wehr, welches ein angenehmes Tosen umher verbreitet. Zur Rechten zieht sich das Dorf Giebichenstein in einem Thale entlang. Weiter hin sieht man Halle mit seinen schönen hohen Thürmen, und ringsum ein buntes Gemisch von Dörfern, Gebüschen, Wiesen, Saatfeldern und Landhäusern, von der Saale mit mehrern Armen durchflossen. Dies Gemählde stellt sich bis hinter Lauchstedt deutlich dar, wo es dann in ein mattes Blau aufgelöst wird.

Unter den Landhäusern zeichnet sich besonders Bahrdts ehemaliger Weinberg aus. Er liegt auf einer kleinen Anhöhe, eine halbe Stunde von Halle, und enthält, außer einem guten Wirthschaftsgebäude, mehrere kleinere Parthieen und nette Anlagen. Jezt gehört er einer Frau von Deudecon. Bahrdt

ist in Halle vergessen, nur dieser Weinberg erhält noch seinen Namen einigermaßen in Umlauf.

Das Schloß Giebichenstein ist sehr alten Ursprungs. Es war ehedem der Hauptort der Grafschaft gleiches Namens, und die Residenz der Besitzer desselben. Nachher wurde es ein Eigenthum der sächsischen Kaiser, von welchen es Kaiser Heinrich II 965 an das Erzstift Magdeburg schenkte. Seitdem war es der gewöhnliche Wohnsitz der Erzbischöfe, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten, bis der Erzbischof Ernst Halle einnahm, und sich da die jetzt auch in ihren Ruinen größtentheils liegende Moritzburg erbaute. Von da an blieb es unbewohnt und sich selbst überlassen. 1336 brannte es durch Zufall ab, wurde aber 1361 vom Erzbischof Dietrich wieder aufgebaut. 1434 hatte es Churfürst Friedrich von Sachsen inne, und bekriegte von da aus die Stadt Halle.

Es war sehr fest, und diente daher auch eine Zeitlang zum Staatsgefängniß für vornehme Verbrecher. Nur ein einziger Zugang war vorhanden, und in so fern sehr tauglich zu diesem Zwecke. Es entstand daher auch das Sprüchwort:

Wer kommt nach Giebichenstein,
Kommt selten wieder heim.

Als ein solcher Gefangner saß 1071 Herzog Gottfried von Lotharingen daselbst, und einige Jahre darauf auch Ludwig II, Graf in Thüringen, der bekannt genug durch den gewagten Sprung geworden ist, den er zu seiner Befreyung von dem Schlosse hinab in die Saale gethan haben soll. Leider! ergeben sich nur immer mehrere historische Wahrscheinlichkeiten gegen, als für diese romantische Begebenheit. Die Veranlassung zu seinem Arreste war folgende:

Ludwig, ein junger feuriger Mann, verliebte sich einst auf einem Banquet, welches ein Graf von Nebra gab, in die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrichs III; Adelheit, eine der schönsten Weiber ihrer Zeit; und sie gewann auch ihn bald lieb. Sie verstanden sich leicht, und ihr beyderseitiger Wunsch, ihre Liebe durch eine eheliche Verbindung krönen zu können, erzeugte bald den unseligen Entschluß, Friedrichen aus dem Wege zu räumen, nur war man noch nicht einig, wie dies auf die anständigste Art geschehen könne. Doch, welches Geschöpf ist wohl erfinderischer als ein Weib, wenn besonders die Liebe die Triebfedern ihrer Handlungen anschnellt! — Adelheit wußte sich bald zu finden. In der Nähe des Schlosses Weißenburg *), wo ihr Gemahl sich

*) im jezigen chursächsischen Amte Freyburg.

aufhielt, lag ein kleiner Wald, in welchem er bis-weilen jagte. Hier solle sich Ludwig einfinden, mit seinen Reisigen jagen, und wenn dann Friedrich hinzukäme, wofür sie sorgen wolle, ihn zum Kampf reizen, und so ermorden. Dies geschah. Ludwig fand sich ein, und seiner Hörner Schall verkündigte laut seine Anwesenheit. Adelheit hörte nicht so bald diese für sie reizenden Töne, als sie zu Friedrichen eilte, der gerade im Baden begriffen war, und ihre Beredsamkeit aufbot, seinen Zorn gegen solche Eingriffe in seine Rechte zu reizen. Es gelang ihr. Der phlegmatische Gemahl erhob sich aus dem Bade und ritt dem Walde zu, um Ludwig zur Rede zu stellen. Mit vieler Sanftmuth verbat er sich dies Jagen auf seinem Boden, Ludwig war aber trotzig, Friedrich wurde es auch, es kam von Worten zu Thätlichkeiten, und Friedrich — fiel.

Dem ersten Anscheine nach war das größte Hinderniß, das den Liebenden im Wege stand, weggeräumt, und nachdem Adelheit eine Zeitlang tiefe Trauer geheuchelt hatte, wurde sie Ludwigs Gattin. Allein, Friedrichs Verwandte suchten sich zu rächen. Sie verklagten Ludwig beym Kaiser Heinrich IV, und erhielten auch von diesem die Erlaubniß: ihn gefangen zu nehmen. Nach vielen fruchtlosen Nach-

stellungen gelang es ihnen endlich, Ludwigen auf einer Reise nach Magdeburg 1077 zu erwischen, und Giebichenstein war der Ort, wo sie ihn hinbrachten.

Hier saß er zwey volle Jahre, ohne Hoffnung, die Freyheit wieder zu erhalten, und in steter Furcht vor dem Ausgang seines Arrests, wenn Kaiser Heinrich von Italien zurückgekehrt seyn würde. Dieser Augenblick trat ein, Heinrich kam zurück, und Ludwigs Prozeß sollte gemacht werden. Da nahm er seine Zuflucht zum heiligen Ulrich, flehte diesen um Hülfe an, mit dem Versprechen, nicht undankbar zu seyn, sondern ihm Kirchen und Klöster zu bauen. Das half. Der heil. Ulrich gab ihm den Gedanken ein, durch einen Sprung in die Saale sich zu retten, und Ludwig bewerkstelligte dies folgendergestalt:

Er stellte sich krank, und immer kränker. Er schien dem Tode nah, und bat um seinen Geheimschreiber, ihm den lezten Willen diktiren zu können. Seine Wächter glaubten seinen Verstellungen, und verstatteten diesem den Zutritt. Durch den hohen Grad der Krankheit sorgloser gemacht, überließen sie ihn mehr sich selbst, und ohne Aufsicht. Ludwig gewann daher Zeit, sich mit seinem Sekretär über die Art der Flucht weitläuftig zu unterhalten, erhielt

durch diesen eine Art Mantel, der einem Blanchardschen Fallschirm nicht unähnlich gewesen seyn kann, und als die nöthigen Vorkehrungen zur weitern Flucht getroffen waren, benutzte er endlich einen günstigen Augenblick, und stürzte sich aus dem Fenster hinab in die Fluthen. Der Sprung ging glücklich von statten, ein Kahn, der seiner harrte, nahm ihn aus den Wellen auf, führte ihn ans jenseitige Ufer, und sein Leibroß, der weiße Schwan genannt, eilte mit ihm nach Sangerhausen, in die Arme seiner Adelheit.

Mit ihr reiste er nun nach Rom, ließ sich vom Papst Alexander absolviren, und baute hierauf zur Erkenntlichkeit, und dem dem heil. Ulrich gegebenen Versprechen zufolge, die St. Ulrichskirche in Sangerhausen, und das Kloster Reinhardsbrunn. Adelheit stiftete das Kloster Oldisleben. Nun war der Himmel beruhigt, die Menschen auch, und Ludwig hieß von da an, der Springer.

Die ganze Legion der alten Chronikenschreiber erzählt diese Begebenheit. So wahrscheinlich sie aber solche auch darzustellen wissen, und so leicht man auch geneigt ist, sie des Abentheuerlichen und Romantischen wegen zu glauben, so auffallend zeigt doch das Lokale, daß es eine völlige Unmöglichkeit war, an der Seite, wo die Saale vorüber fließt,

hinab zu springen, denn es ragen viele Felsstücke zu weit heraus, über welche hinwegzusetzen, menschliche Schnellkräfte nicht zureichen würden. Daß die Saale nicht ganz dicht am Felsen wegläuft, wäre übrigens ein noch zu widerlegender Einwand, denn die Ufer eines Flusses sind immerwährenden Veränderungen unterworfen. Man kann daher diesen Sprung für nichts anders halten, als für ein artiges Mährchen, und muß ihn zu den wundervollen Sprüngen gesellen, die auf der Roßtrappe im Halberstädtischen, und auf dem Mädchensprunge im Bernburgischen geschehen seyn sollen. So wie man nun da dem Reisenden noch die Spuren der Trappe, und des Mädchenfußes zeigt, so wird man auch hier auf das noch zur Hälfte stehende Fenster aufmerksam gemacht, aus welchem Ludwig gesprungen seyn soll.

Ohne Zweifel geht es aber mit dieser Geschichte, wie mit so mancher andern, die einen fabelhaften Anstrich hat. Etwas Wahres liegt immer zum Grunde, nur ist es durch vielfache Traditionen, oder aus politischen Absichten in ein solches Gespinnste von Unwahrscheinlichkeiten gehüllt, und dadurch ganz unscheinbar gemacht worden. Ludwig wurde vom Kaiser Heinrich V im Jahre 1113 wirklich gefangen genommen, nicht aber wegen der Ermordung Friedrichs, sondern weil er Theil an der von den

sächsischen Fürsten gegen den Kaiser gestifteten Revolte nahm; er wurde auch auf das Giebichensteiner Schloß gebracht, aber kein Sprung rettete ihn aus dieser Gefangenschaft, sondern seine Söhne. Die Wächter, welche entweder bestochen, oder überlistet worden waren, erzählten indessen seine Flucht auf jene wundervolle Art, um der Verantwortung zu entgehen, oder ihre Strafe wenigstens zu mindern, und sie erreichten ihre Zwecke. Ihre leichtgläubigen Zeitgenossen fanden einen solchen Sprung gar nicht unmöglich, und Ludwig hieß der Springer *).

Aber auch späterhin, noch in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, findet man, daß Giebichenstein zum Gefängniß diente. Ein Domprediger Saccus in Magdeburg erzählt uns, daß ein gewisser D. Lorenz Pascha da gesessen, der, als er seines Predigtamts in Kieritz entsetzt gewesen, „eine andere Lehre „ergriffen, und Advokat worden, und legte sich da„selbst vor den Thum am neuen Markte auf die Er„de mit ausgestreckten Armen, und resignirte Gott „dem Herrn die Theologiam und seinen Dienst mit „sehr schrecklichen Worten, und sagte zu Gotte: „schicke dich auf einen andern Diener, so will ich „mich auf einen andern Herrn schicken, d. i., er „wolle forthin nicht mehr Gott predigen, sondern

*) Galetti Thüringische Geschichte, 2r Bd.

„dem Teufel mit allerley Sünden dienen. Er zog „auf in einem grünen Kleide wie ein Dieb-Henker, „hielt sich zu den Straßenräubern, verdingte seinen „Sohn zu einem widrigen Schnaphanen in die „Lehre, haben aber das Handwerk nicht lange ge-„trieben. Endlich aber wird er als ein Gesell der „Straßenräuber eingezogen, und nach dem Gie-„bichenstein geführt, da er in Verzweiflung gera-„then, und selbst sein Henker geworden ist.“ Die Pfaffen versagten ihm hierauf eine Ruhestelle auf dem Kirchhofe, und begruben ihn auf das „Schind-leich.“

Das Amt Giebichenstein, welches in dem Dorfe seinen Sitz hat, ist eins der wichtigsten preußischen Domainen-Aemter in den Königlichen Staaten, und das größte im Herzogthum Magdeburg. Es hat 4 Städte und 58 Dörfer unter sich, mehrere Mühlen und Ziegelbrennereyen nicht gerechnet. Der jährliche Pacht des Beamten, welcher durch zwey Justitiarien die Justiz handhaben läßt, beläuft sich auf 48000 Thaler.

Wegen der angenehmen Lage, und der Nähe bey Halle, wovon es nur eine kleine halbe Stunde ent-fernt liegt, wohnen stets Musensöhne den Som-mer hindurch hier. Auch der aus Berlin vertrie-bene Capellmeister Reichard hat sich daselbst durch

den Ankauf eines kleinen Landguths angesiedelt, und zieht in Mußestunden Parallelen zwischen seinem jezigen und ehemaligen Finanzzustande *).

Bernburg.

Der Weg von Giebichenstein bis Bernburg, auf welches ich jezt zuwanderte, ist eine breite schöngebaute Chaussee, welche kaum erst vollendet war. Sie läuft, sobald man die Saale aus dem Gesichte verliert, durch reizlose Gegenden hin, an dem alten finstern Städtchen Cönnern weg, bis in das Dorf Peisen, wo sich die Bernburgische anschließt.

Ehe sie gebaut war, muß der Weg im eigentlichen Verstande des Wortes, zum Versinken gewesen seyn, da er sich zum Theil durch sehr sumpfige Wiesen zieht. Als ein Andenken seiner schlechten Beschaffenheit heißt noch jezt eine Stelle, wegen der Gefahr, mit welcher man sie paßiren mußte, die Hölle. Es war daher ein wohlthätiges Unternehmen, hier eine gepflasterte Straße durchzuführen, und jeder Reisende wird gewiß mit Vergnügen die

*) So eben, als ich dieses niederschreibe, posaunen die Zeitungen seine Wiederanstellung als Salz- und Musikdirektor aus.

wenigen Groschen für die Benutzung derselben zollen.

Bey Bernburg kommt die Saale wieder zum Vorschein, und mit ihr mehr Abwechselung in der Landschaft.

Bernburg liegt zum Theil auf und an einem Hügel, zum Theil in der Ebene. Die Saale fließt durch, und theilt es in zwey Städte. Eine ganz nett dekorirte Brücke, zu welcher ein in solidem Geschmacke erbautes Portal führt, und auf welcher ein einträglicher Zoll erhoben wird, verbindet sie mit einander. Beyde zusammen enthalten gegen 700 Häuser und 4000 Einwohner. Die Straßen sind krumm, die Häuser mehr schlecht als gut, indessen herrscht doch eine große Lebhaftigkeit hier, welche meist die durchlaufende Landstraße nach Leipzig verursacht, oder doch befördert, und den Einwohnern viele Nahrung verschafft. Außerdem gewährt ihnen auch die schiffbare Saale, der Sitz der Landeskollegien, und der nicht unbeträchtliche Weinbau vielen Nutzen, so daß die Stadt die Entfernung des Hofes, welcher vor ungefähr dreyßig Jahren seinen festen Sitz in Ballenstedt, vier Meilen weit von hier, nahm, nicht sehr empfindet. Anfangs mag man wohl sehr unzufrieden über diesen Wechsel gewesen seyn, jezt ist man es indessen gewohnt worden, und

scheint es einzusehen, daß die Stadt auch ohne Hofhaltung leben kann.

Das Schloß, welches auf einem Berge an der Saale liegt, wird unser, in seiner Feinheit fortschreitender Geschmack, den die Plumpheiten und grotesken Anlagen der Architektur unserer Voreltern nie ergötzen können, nicht schön finden, indessen bleibt es immer ein ehrwürdiges Denkmahl der alten Baukunst. Ganz im Style des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts erbaut, steht es noch unmodernisirt mit seinen Erkern, Giebeln, Brücken, Brustwehren und Thürmen da, leugnet nicht sein graues Alter, aber auch nicht seine Festigkeit, Jahrhunderten noch trotzen zu können. Es ist noch völlig bewohnbar, enthält sehr viele Zimmer, wovon nur einige wenige im neuern Geschmacke möblirt sind, die andern alle aber das antike Kleid noch nicht abgelegt haben. Der Fürst hält sich sehr selten, und auch dann nur wenige Tage auf dieser Burg auf.

Die Aussicht vom Schlosse hinab auf die Saale, welche sich hier tobend über ein hohes Wehr stürzt, ist schön. Die von kleinen Holzungen und frischen Wiesen begrenzten Ufer derselben, die große Fläche Landes, die man übersehen kann, welche die Harzgebirge in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen schließen, das Leben auf dem Wasser, bey der

Schleuse, und auf der Brücke, bildet ein liebliches und munteres Gemählde.

Der beym Schlosse sich befindende Garten ist klein und unbedeutend; weniger ist es das darin stehende Sommerpalais, oder, wie man es in Bernburg nennt, das Orangehaus, ein solides Gebäude, auf dessen italienischem Dache die Aussicht vielumfassend ist.

In der Stadt zeichnet sich das Regierungsgebäude zu seinem Vortheil aus. Es enthält außer den Zimmern, welche die landesherrlichen Kollegien einnehmen, noch das Archiv, und eine Bibliothek. Ich fand Gelegenheit die leztere zu sehen. Es sind ungefähr sechs bis 7000 Bände ohne sonderliche Ordnung aufgestellt. Sie enthält manches Gute, und besonders für einen Goldmacher einige interessante Werke, aber wenig Neues. In diesem Gebäude hielt vor ungefähr dreißig Jahren, die nun in dem Herrn selig entschlafene Anhaltische deutsche Gesellschaft ihre Sitzungen. Die Stifter und Mitglieder derselben sind größtentheils todt, die wenigen, welche noch davon leben mögen, wenden sorgfältig alles an, um das Andenken an dieses zertrümmerte Institut zu verlöschen. Hieran thun sie recht wohl, denn de mortuis nil nisi bene. Dessen ungeachtet erscheint hin und wieder noch ein Ausfall

auf selbige, und besonders auf die Schriften dieser Gesellschaft, welche sogar elende Sudeleyen, Exercitia genennt werden. Ja, selbst der leichtfertige Kotzebue treibt noch mit ihr sein Gespötte auf dem Theater.

Der Rektor Starke, dessen Namen das Publikum von so liebenswürdigen Seiten kennt, und dessen Bekanntschaft ich so sehnlich zu machen wünschte, hielt mich einen Tag länger hier auf, als ich anfangs Willens war, wofür ich aber sattsam entschädigt wurde, denn ich fand an ihm ganz den Mann, den ich mir nach seinen Gemählden gebildet hatte, einen Mann, der sein höchstes Gut in häuslicher Glückseligkeit setzt, die er wirklich genießt, und dadurch so manches seiner Gemählde verwirklicht, oder nur eine Kopie seines Lebens in jenen Erzählungen aufstellen wollte. Geliebt von seinen Zöglingen, geachtet und verehrt von seinen Mitbürgern, und wirklich geschätzt von seinem Fürsten, strebt er nicht nach größern Gütern und Ehrenstellen, die ihm oft schon dargeboten wurden. Er fühlt sich in seinem kleinen Wirkungskreise glücklicher, als vielleicht in einem weitern und glänzendern.

Die Bernburger sind gesellige Menschen, sie lieben öftere Zusammenkünfte, wo stets Frohsinn und gute Laune herrscht, nur leben sie, wie es mir schien,

zu luxuriös dabey, und — halten sehr viel auf Titel und Rang. Doch muß ich gestehen, daß sie sehr bemüht sind, einem Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen.

Der Bernburgische Antheil des Fürstenthums Anhalt ist nicht sehr groß, dagegen leben aber seine Bewohner viel ruhiger und zufriedener, als die eines mächtigeren Staates, wo das Wohl des Einzelnen nicht so berücksichtigt werden kann, wie hier. Es ist unläugbar, und der Natur der Sache gemäß, daß der Herr eines kleinen Staates sich geliebter, und seine Unterthanen in einem wohlhabenderen und glücklicheren Zustande sehen kann, wenn er nur will, als der große Monarch, unter dessen Scepter sich vielleicht Millionen beugen. Jener kann sich mit der innern Verfassung seines Landes, mit dem Zustande seiner Unterthanen, mit den Mitteln, ihr Bestes zu befördern, und mit den Hindernissen, welche diesen Mitteln entgegen stehen, viel leichter bekannt, und durch eigene Nachforschungen bekannt machen, als dieser, der sich größtentheils, ja fast durchgehends auf die Relationen und Berichte seiner vielleicht treulosen Diener verlassen muß, wenn er auch nicht wollte. Die Masse ist zu groß, es ist unmöglich das Werk Eines Subjekts, und hat es die besten Vorsätze, bis in die kleinsten Fugen derselben

einzudringen. Daher jene zahllosen Ungerechtigkeiten, jene unnennbaren Bedrückungen, Betrügereyen, Partheilichkeiten und unverantwortlichen Handlungen, die man in großen Staatskörpern vorfallen sieht, die nie, oder nur selten bis zu den Ohren des Regenten dringen, der vielleicht nichts weniger als das ahnet. Alles das fällt in kleinen Staaten weg, wo der Regent nicht ganz gleichgültig über das Schicksal seiner ihm untergebenen Mitbrüder denkt, wie z. B. der letzte Fürst von Zerbst that, dem wenig daran lag, wie es in seinem Ländchen zuging, wenn er nur die Revenüen davon zog.

Die Bernburger Unterthanen kann man im Durchschnitt sehr wohlhabend nennen; es sind ihnen aber auch die Mittel an die Hand gegeben, sie sind unterstützt worden, um es zu werden. Dazu kommt, daß sie nicht mit drückenden, sondern mit sehr mäßigen Abgaben belegt sind, und unbesorgt zu seyn brauchen, daß ihnen vielleicht ihre Kinder genommen, und zur Schlachtbank geführt werden. Sie erkennen es aber auch, sie sind dankbar, daß man ihnen kein so beschwerliches Joch auflegt, als sie ihre Nachbarn tragen sehen.

Es war ein heiterer, lauer Sommermorgen, an welchem ich Bernburg verließ. Ich wandelte über beperlte, blumige Wiesen, zwischen Weinbergen und Fruchtfeldern hin. An jedem Grashalme zitterte ein Thautropfen, ein Spiegel der eben emporgestiegenen Sonne. Alles lachte, alles jubelte in der Schöpfung mir Freude entgegen, alles schlürfte in vollen Zügen die reine, balsamschwangere Morgenluft ein, alles opferte dem Gotte dieser schönen Erde auf dem großen Dankaltar der Natur. — Wie froh fühlte ich mich in diesen Augenblicken, wie so ganz empfand ich den Werth der Empfänglichkeit für die mich umgebenden Schönheiten! Ich hätte die ganze Welt umarmen, ich hätte sie an meinen Busen drücken, und ihr zurufen mögen: Menschen, Menschen, warum verbittert ihr euch ein Leben, das der Schöpfer mit solchen seligen Genüßen überhäufte, warum zerstört ihr euch selbst den Frieden eurer Tage durch thörichte Konventionen und kleinlichen Eigennutz, warum scheucht ihr die Freude so oft von euch, wozu die Natur so reichlich die Hand bietet, wozu sie unermüdet auffordert! O überlaßt euch doch öfterer ihren Eindrücken, öfterer ihren sanften Eingebungen. Schwelgt an ihrem Mutterbusen, und trinkt aus ihrem mit nie versiegenden Göttertranke gefüllten Kelche, sie reicht ihn euch, so oft ihr wollt, so oft ihr reines Herzens darnach dürstet.

Warlich, Hufeland sagt mit Recht: Nie genießt doch der Mensch das Gefühl seines eignen Daseyns so rein und lebhaft, als an einem schönen Morgen! Wer diese Zeit versäumt, versäumt die Jugend seines Lebens. Eine Heiterkeit der Seele, ein hoher Grad von Frohsinn bemeisterte sich meiner, jede Nerve erhielt doppelte Spannung, jeder Puls schlug mir kräftiger. Ich jubelte laut, und tändelte froh meinen Weg dahin.

Es war Sonntag; eine heilige Stille herrschte um mich her, kein Landmann war auf der großen Fläche von fruchtbaren Feldern zu sehen; Alles ruhte von der Arbeit aus. Nur das Glockengeläute aus den vielen um mich her liegenden Dörfern unterbrach die Stille. Ich saß auf einem Hügel beym Dorfe Ilberstedt. In sanften Bebungen zitterte der Glockenschall dieses friedlichen Dörfchens durch die Gegend hin, und harmonisch tönte es aus der Ferne zurück. Mein Blick weilte voll von wohlthuenden Empfindungen auf jenem Orte, wo jezt im Tempel ihres Wohlthäters die Bewohner dem höchsten aller Wesen dankten, — o, daß ich hätte mitten unter ihnen seyn, daß ich mit ihnen hätte beten können! — und warum? — war ich nicht in dem großen Tempel Gottes, den er für alle sich erbaute! bedurfte es eines schöner gewölbten Himmels, als

dessen, der über mir hinfloß, konnten reinere Harmonien meine Gefühle beflügeln, als die Akkorde der Natur! — nein, nein —! Nieder sank ich auf seine Erde, und mein Gebet stieg zu ihm auf.

Aschersleben.

Von Bernburg bis Aschersleben sind vier Stunden. Der Weg dahin ist langweilig und einsam, und erhält erst einiges Interesse, wenn man die Höhe vor Aschersleben erreicht hat, wo die Aussicht weit und schön ist.

Aschersleben liegt etwas tief an dem Flüßchen der Eine. Man sieht es daher nicht früher, als bis man nicht weit mehr davon entfernt ist. Nur der dreyhundert Fuß hohe St. Stephans Thurm ragt über die Berge hervor, und zeigt sich noch in weiter Entfernung.

Aschersleben ist eine sehr alte Stadt, welches auch ihre Bauart verräth. Sie besteht aus ungefähr 1200 Feuerstellen, worin gegen sieben tausend Menschen, das Militair nicht mitgerechnet, leben mögen.

Das Regiment Kürassirer, welches hier liegt, ist mit Einschluß der Officiere ungefähr 1000 Mann stark. Gegenwärtig war es abwesend, und stand mit an den Grenzen Westphalens. Sonst gehörte es dem Herzoge von Weimar, der es aber, durch den Wunsch seines Landes dazu bewogen, abgab. Mit Recht verdient diese Entsagung eine rühmliche Erwähnung, denn gewiß wird es Niemand billigen, daß der Regent eines Landes, dem die Pflichten seines Thrones die heiligsten seyn sollten, in die Dienste eines Andern tritt, die gewöhnlich kein Gewinn für ihn, vielmehr seinem Lande nachtheilig sind. Denn, abgerechnet, daß seine Abwesenheit vielen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten Thor und Thür öffnet, so gehn auch große Summen aus dem Lande, um in einem andern zu zirkuliren. Zwar wird man mir entgegnen, daß dergleichen Anschließungen eines kleinen Fürsten an einen größern von wesentlichem Vortheil für ihn seyn, ihn und sein Land in Kriegszeiten helfen und schützen können; und wohl ist dies möglich, aber ziehe man doch erst eine Parallele zwischen diesen Vortheilen und denen, welche das Land genießt, wenn der Regent in seiner Mitte bleibt, und sehe dann zu, auf wessen Seite sich die Wagschaale neigt? Und dann sind die Beyspiele, wo ein Land wirklich bey einer solchen Verbindung gewann, in Wahrheit sehr sparsam aufzufinden. Auch

könnte man mir einwenden, daß es oft gut sey, wenn ein zukünftiger Regent erst dem Kalbfelle gefolgt wäre, und gehorchen gelernt habe, um in der Folge die Anwendung davon auf seine Diener zu machen; wohl wahr, aber gewöhnlich bleibt solchen Herrn dann auch eine gewisse militärische Tendenz übrig, mit welcher sie ihr Land auch regieren wollen. Sie verlangen von ihren Dienern und deren Geschäften eine taktische Pünktlichkeit, welche im Ganzen nicht anwendbar ist, und nur Unzufriedenheit erzeugt. Dann tritt auch noch der Nachtheil ein, daß sie das Land, welches sie regieren sollen, nicht genugsam kennen lernen können, welches doch so unbezweifelt nothwendig zu einer weisen und richtigen Beherrschung erforderlich ist. Ueberhaupt aber ist es zu bewundern, wie ein Mensch, der selbst befehlen kann, dessen Wille der eines ganzen Volkes ist, der selbst solche Chargen auszutheilen im Stande ist, welche er bey einer größern Macht bekleidet, wie sich ein solcher freywillig in die Fesseln der Unterthänigkeit schmieden kann, nur — um der lieben Ehre willen. Doch — was bewirkt der Ehrgeiz und meistentheils der falsche Ehrgeiz nicht alles! Daß Prinzen, welche auf die Regentschaft keine Ansprüche machen können, Militair-Dienste nehmen, ist sehr zu billigen, theils verschaffen sie sich ihren Unterhalt dadurch, theils haben sie bestimmte

Geschäfte, und entgehen oft einem gänzlichen Müßiggange; aber ein regierender Herr muß nie der Söldner eines andern werden.

Doch, ich kehre nach Aschersleben zurück. Dem Magistrat steht die Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit über die ganze Stadt und einige Dörfer, so wie auch das Patronatrecht zu. Nur ein Haus, der Freyhof genannt, steht unter der Halberstädter Regierung. Seine Einkünfte belaufen sich auf 27 bis 30000 Thaler, wobey es sich leicht abnehmen läßt, daß die Herrn sich nicht schlecht stehen mögen. Sie fühlen aber auch ihren Werth und die Wichtigkeit ihres Postens, und der Oberburgemeister tauscht gewiß nicht mit einem kleinen Reichsfürsten, denn vor ihm kriecht und bückt man sich so gut, wie gewöhnlich vor jenem.

Die hiesige lateinische Schule ist ihrer zweckmäßigen Einrichtung wegen rühmlichst bekannt, so wie auch der Rector Sangerhausen an derselben. Sie hat schon viele und große Männer gezogen, und wird auch gewiß immer eine der vorzüglichsten Bildungsanstalten bleiben, so lange Sangerhausen ihr vorsteht, und der Magistrat, von dem sie gänzlich abhängt, sich ihrer ferner so väterlich annimmt, wie es bisher geschehen ist. Sangerhausen, ein dürres mageres Männchen, bey dem alle Kräfte des Kör-

pers zur immer weitern Ausbildung seines Geistes verarbeitet zu werden scheinen, wird mit Recht von allen Einwohnern der Stadt sehr geliebt. Er fühlt sich daher in seiner Lage sehr glücklich und wünscht sich nie aus derselben. Daß ihm dies ein Ernst und daß er mit wahrer Neigung dem Schulstande ergeben ist, hat er offen genug in der deutschen Monatsschrift erklärt, und schon mehrmals dadurch wirklich bewiesen, daß er Professuren, die ihm angetragen wurden, ausschlug, und noch nicht lange erst den Antrag zu einer sehr guten Predigerstelle in Quedlinburg ablehnte. Für diese letzte Entsagung gab ihm der Magistrat seine Dankbarkeit durch eine Zulage von 200 Rthl. zu erkennen, und nun möchte er wohl schwerlich je Aschersleben verlassen.

Aschersleben ist die zweyte Landstadt im Fürstenthum Halberstadt, und die Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft gleiches Namens. Sie ist ursprünglich eine der ältesten Besitzungen der Fürsten von Anhalt; aber durch ein Weib und habsüchtige Pfaffen, die gewöhnlichen Triebfedern alles Unfugs und Uebels, diesem Hause entrissen worden. Die Geschichte dieses Raubes ist folgende:

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts blühten drey Linien des Anhaltischen Fürstenhauses. Die älteste derselben, welche die Grafschaft Aschersleben

oder Ascanien besaß, starb 1315 mit dem Fürsten Otto II aus. Sein Nachfolger, Bernhard II von der Bernburgischen Linie, überließ der Wittwe Otto's, Elisabeth, den Besitz des Schlosses und der Stadt Aschersleben als ihren Wittwensitz und Leibgedinge, nahm aber von den Einwohnern derselben die Huldigung an. Sein Bruder Albrecht war um die Zeit Bischof zu Halberstadt. Den Hauptgrundsätzen seiner Vorgänger, und der Denkungsart seines Standes getreu, bemühte auch er sich, die Einkünfte des Stifts zu erweitern, mochte es auf eine Art geschehen, welche es war, wenn nur der Umfang des Gebietes, der Herrschungskreis jener wohlbeleibten Tagediebe vergrößert wurde.

In dieser Absicht fiel es ihm auch mit einemmale ein, von Seiten des Stifts, nicht als Anhaltischer Prinz, auf die Grafschaft Aschersleben, die doch seines leiblichen Bruders eigenthümliche Besitzung war, Ansprüche zu machen.

Habsucht unterjocht jede sanftere Empfindung, erstickt jedes zarte Gefühl, und achtet nicht die Bande der Liebe und Freundschaft. Nicht die Vorstellung, daß er seinen Bruder beraube, noch das Bewußtseyn unrecht zu handeln, konnten den Pfaffen, den sich dem Dienste Gottes Geweihten abhalten, vermeintliche Ansprüche an Aschersleben zu

machen. Vielleicht würde es ihm nicht geglückt seyn, vielleicht hätte er sich unverrichteter Sache wieder zurückziehen müssen, wäre nicht Elisabeth ganz in seinen Plan mit eingegangen. Ihr, die sich von neuem mit einem Grafen von Orlamünde vermählte, konnte es gleichviel seyn, wer nun Herr von Aschersleben war, da sie demselben entsagen mußte. Sie erließ daher in dem Jahre ihrer neuen Vermählung 1322, auf Albrechts Anstiften, dem Rath und den Bürgern ihren Eyd, und wies sie an das Stift Halberstadt, und Albrecht bemächtigte sich mit ihrer Beyhülfe der Stadt.

Bernhard saß hierbey natürlich nicht still. Er machte seinem Bruder die unrechtmäßige Besitzergreifung, wiewohl umsonst, begreiflich. Albrecht schlug ihm dagegen vor, Aschersleben vom Halberstädter Capitel als Lehn wieder anzunehmen; allein Bernhard wies dies Anerbieten von sich, und da an eine gutwillige Zurückgebung nicht zu denken war, so begann 1324 ein förmlicher Krieg zwischen den Brüdern. Beyder Länder litten am mehresten dabey, denn sie sengten und brennten sich wechselsweise Dörfer und Städte ab.

Zwar starb das Jahr darauf Albrecht, und der Churfürst Rudolph von Sachsen, die Grafen von Blankenburg, und andere, gaben sich Mühe die

Sache beyzulegen; selbst Kaiser Ludwig der Bayer erließ ein mandatum prohibitorium an das Stift, allein alles umsonst. 1340 fing der Krieg von neuem an, doch wurde er auch wieder gehemmt, und beyde Theile setzten jeder zwey Schiedsrichter nieder, um nochmals einen Versuch zur Ausgleichung zu machen; allein es half eben auch nichts. Denn, obgleich der Ausspruch derselben für Bernharden günstig ausfiel, und auf Zurückgebung der Grafschaft Aschersleben erkannt wurde, und ob es gleich Bernhard beym Kaiser dahin brachte, daß ein gewisser Ulrich von Bebenburg zur Vollstreckung jenes Urtels bevollmächtigt wurde, der es auch schriftlich that; so kam Bernhard doch nie wieder zum wirklichen Besitz. Denn das Capitel wählte theils aus zu mächtigen Häusern sich Bischöfe, theils war das deutsche Reich mit wichtigeren Dingen beschäftigt, als daß es hieran hätte großen Antheil nehmen sollen.

Bernhard, erschöpft durch Krieg und Fehden, schwächlich an Körper, durch das herannahende Alter abgestumpft, und müde des Kämpfens und Ringens, ließ die Sache ruhen. Er sah, daß sein Feind zu mächtig, ihm zu sehr an Stärke überlegen war, als daß er mit seiner Macht, und mit allen Kaiserlichen Mandaten durchzudringen im Stande seyn würde.

Es vergingen viele Jahre, in welchen die Fürsten von Anhalt unter sich selbst nicht einig werden konnten. Jeder wollte die Bärenhaut, die sie noch nicht hatten. Sie stritten sich um die Succession in Aschersleben, ungeachtet noch Niemand an eine Zurückgebung gedacht hatte, und dies war ihnen sehr nachtheilig, denn ihre Gegner setzten sich indessen immer fester in ihrem Besitz. Die Belehnung der Grafschaft Aschersleben wurde zwar von Zeit zu Zeit den Kaiserlichen Lehnbriefen einverleibt, Kaiser Max I erneuerte und bestätigte die Rescripte, Mandate, executoriales Ludwigs, und fügte sogar die vortheilhafte Clausel bey, daß keine Verjährung für das Haus Anhalt in dieser Sache statt finden solle, welches auch die nachherigen Kaiser bestätigten; allein, man weiß ja schon, was dergleichen Mandate für Kraft haben, und wie wenig daran gedacht wird, sie in Erfüllung zu bringen. Es ist Zuckerbrod, welches dem Klagenden, dem um Hülfe schreyenden in den Mund gesteckt wird, damit dieser, wie ein wimmerndes Kind, nur auf einige Zeit beruhigt ist, und doch nicht läugnen kann, daß man sich Mühe gegeben hat, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Es geht ja in unsern Tagen nicht besser!

1541 kam die Sache an den lieben Reichstag zu Augsburg, und dann nach Speyer; aber — es blieb

auch hier beym Alten. Die Fürsten unterließen zwar nicht von Zeit zu Zeit, und vorzüglich bey vorfallenden Huldigungen der Bischöfe, ihr Recht aufs neue zu suchen; allein, es half alles nichts.

Der westphälische Friedensschluß machte endlich der ganzen Streitigkeit, zum Nachtheil des Anhaltischen Hauses, ein Ende. Als nemlich das Bisthum Halberstadt säcularisirt, und an Churbrandenburg überlassen werden sollte, hielten dies die Fürsten für den glücklichsten Zeitpunkt, ihre Ansprüche auf Ascheısleben von neuem geltend zu machen. Sie baten daher durch ihren Abgesandten zu Osnabrück, daß man bey Abfassung des Friedensinstruments auf sie Rücksicht nehmen, und Aschersleben nicht mit Halberstadt zugleich als Ersatz an Brandenburg abtreten, sondern es ihnen zurückgeben möchte. Dies schrien sie zu drey verschiedenen malen dem tauben Friedensconvent in die Ohren, und dieser antwortete auch: ja, ja! aber weiter geschah nichts. Brandenburg erhielt das Bisthum mit allem, was dazu gehört hatte.

Ungeachtet nun wohl keine Hoffnung mehr übrig blieb, daß Anhalt je wieder zum Besitz von Aschersleben kommen würde, so unterließen die Fürsten doch nicht, stets zu protestiren, und um Entschädigung nachzusuchen. Brandenburg selbst war discret

genung, die erlittene Läsion des Hauses Anhalt einzusehen, bedauerte aber, daß es nicht helfen könne, indem es selbst durch den Abtritt von Vorpommern mehr verloren, als durch das Bisthum ersetzt erhalten habe, doch that es noch die — Offerte, sich beym Kaiser und Reich für Anhalt zu verwenden.

Die Fürsten wendeten sich auch selbst an den Kaiser und das Reich, und thaten den Vorschlag, daß wenn innerhalb der nächsten zwanzig Jahre irgend eine Herr- oder Grafschaft heimfiele, deren jährliche Einkünfte der der Grafschaft Aschersleben gleich kämen, welche zu 25000 Rthl. angeschlagen wurden, man ihnen solche einräumen, oder das Reich ihnen nach Verfluß dieser Zeit eine Entschädigungssumme von vier Tonnen Goldes zahlen möchte; allein — es blieb beym Alten, und nur die scheinbare Entschädigung erhielt Anhalt vom teutschen Reiche, daß ihm die Mitbelehnschaft auf Aschersleben, und eine vier und zwanzig jährige Exemtion von allen Reichs und Krais-Anlagen zugestanden wurde. Aber über diesen letzten Punkt ist das Reich zum Lügner am Anhaltischen Hause geworden, denn noch hat Niemand daran gedacht, jene vier und zwanzigjährige Freyheit anfangen zu lassen. Der Kaiser genehmigte indessen das Gutachten des Reichs, und verlangte zugleich ein zweytes, wie dem Anhaltischen Gesuche

bey dem eintretenden Falle eines erledigten Reichslehns deferirt werden könne; aber dieses Gutachten hat das Reich noch bis jezt nicht von sich gegeben, nachdem nun bereits 115 Jahre verflossen sind.

Man sieht daher wohl, daß die Sache mit keiner großen Wärme betrieben seyn muß, und daß dieser politische Todesschlaf eines erlauchten Reichscollegiums die Folge eines von Höchsten Händen eingflößten Opiatpülverchens ist.

So verlor das Anhaltische Haus eine seiner beträchtlichsten Besitzungen, nachdem es volle 400 Jahre sich gesträubt, und unsägliche Summen deshalb umsonst verschleudert hatte, und erhielt am Ende eine nichtssagende Versprechung als Aequivalent.

So ging es aber von jeher den kleinern Potentaten, und wird ihnen auch wohl fernerhin noch so gehen. Die größern zupfen ihnen eine Feder nach der andern aus, bis sie nackt da stehen, und endlich genöthigt sind, unter den Fittigen ihrer eignen Raubvögel Schutz zu suchen. Die Anhaltischen Fürsten geben ein auffallendes Beyspiel von dieser Behauptung. Von jeher sind sie von Mächtigeren beraubt worden, und eine Besitzung nach der andern entriß man ihnen mit den Waffen in der Hand, den

einzigen Stützen der ungerechtesten Ansprüche. Wären sie noch Herrn aller der Länder, die einst die ihrigen waren, so dürften sie jezt leicht eben eine solche Rolle spielen können, wie ihre Nachbarn Sachsen und Brandenburg, deren Urväter Anhaltische Fürsten sind.

Eisleben.

Von Aschersleben machte ich einen kleinen Seitensprung nach Eisleben und Mansfeld.

Eisleben liegt in einem weiten, flachen Thale, worin es sich quer durchzieht. Nahe an 1500 Feuerstellen mag es wohl enthalten, welche aber nicht alle bebaut sind. Die Häuser tragen, wenige ausgenommen, sämmtlich das Gepräge alter grotesker Bauart. Die Straßen sind krumm, eng, und schlecht gepflastert, die Bevölkerung ist der Größe des Ortes nicht angemessen, denn nur etwas über fünftehalb tausend Köpfe giebt man an, das Militär nicht eingerechnet.

Mit dem Sinken des Mansfeldischen Grafenhauses verringerte sich die Volksmenge, und verfiel auch der gute Nahrungszustand der Einwohner, der

sehr blühend war. Zwar wird der Bergbau noch stark genug betrieben, und ernährt an tausend Menschen; allein die Sperrung des Handels, welche einen Grenzort vorzüglich drückt, öftere epidemische Krankheiten, welche sehr beträchtliche Niederlagen hier anrichteten, der in Verfall gerathene Haupthandelszweig mit dem starken Biere, Krappel genannt, die sonst hier gewesenen gräflichen Collegien, durch deren Existenz reichlich besoldete Beamte, und eine große Anzahl Advokaten ihren Unterhalt hatten, welche nun fast alle theils gestorben, theils weggezogen sind, alles dieses zusammen genommen, hat sehr viel zur Entvölkerung und Verarmung des Ortes beygetragen.

Der Verkehr mit dem Biere war ausgebreitet. Es wurde stark auswärts geführt, und galt in der ganzen Gegend für den besten Trank. Seitdem aber an mehrern Orten ähnliche und auch wohl bessere Biere gebraut wurden, verlor es seinen Ruhm. Fabriken und Manufakturen trifft man, eine Salpetersiederey und Potaschenbrennerey ausgenommen, nicht an, und nur noch die Viehzucht ist in gutem Stande. Ein großer Markt, der jährlich im Herbste auf einer Wiese vor dem Viehwegthore gehalten, und der Wiesenmarkt genennt wird, dient indessen den Einwohnern sehr zum Absatz ihres

Viehes. Das Escadron Dragoner, und eine von den sächsischen halb-Invaliden-Compagnien, welche hier liegen, verschaffen zwar einigen Geldumlauf; aber der dadurch entspringende Gewinn für die Bürger wiegt den Nachtheil nicht auf, welchen die Gegenwart dieses Militärs über die ganze Stadt verbreitet; denn durch dieses allein ist ein luxuriöser und verschwenderischer Ton der herrschende geworden. Man hält täglich Gesellschaften, spielt darin enorm hoch, und wer nicht mitmacht, wird zurückgesetzt. Daher die Schuldenlasten, in die so mancher Officier und Bürger wider seinen Willen versinkt. Es vergeht kein Tag, wo nicht hier oder da große Gastereyen und Schmäuse angestellt würden, jeder will es dem andern zuvor thun, der Aermere dem Wohlhabenderen nichts nachgeben, und die natürlichen Folgen davon sind — Schulden. Ich bin selbst einigemal Theilnehmer solcher Gesellschaften gewesen, und muß aufrichtig gestehen, daß ich noch in Hamburg zu seyn glaubte, wo oft auf einer Tafel Früchte und Speisen aus allen vier Welttheilen zu finden sind. Doch giebt es Vernünftige genug, welche einen traulichen Familienzirkel, häusliche Zufriedenheit und Freuden allen jenen rauschenden Gesellschaften vorziehen, und des abgeschmackten Witzelns über dieses Zurückziehen nicht achten. Es ist dies dem unbefangenen Beobachter eine traurige Be-

merkung, und der Wunsch wird lebhaft bey ihm, daß es besser wäre, wenn man, wie in so vielen andern Städten, wo auch Militär liegt, sich gänzlich von diesem entfernte, und ihm keinen Zutritt in die bürgerlichen Zirkel verstattete. Freylich leiden dann immer einige; aber besser einige, als das Ganze.

Das oberste Gericht in Eisleben, und die erste Instanz im chursächsischen Antheile der Grasschaft Mansfeld ist das Oberamt, welches seit der Zeit, wo die churhannöverische Hypothek 1789 sich endigte, besteht. Vorher war die oberste Gewalt in den Händen des Oberaufseheramtes, welches dann ceßirte. Alle sonstige Collegia der Grafen existiren nicht mehr. Die schriftsäßigen Städte, die Justizämter, und selbst das hiesige Bergamt sind dem Oberamte unterworfen. Es stattet entweder an das Geheime Finanzcollegium oder an die Landesregierung in Dresden Bericht ab; denn vom Leipziger Oberhofgerichte ist die Grafschaft eximirt.

Der jetzige Präsident dieses Collegiums ist der Oberamtmann Eisenhuth, der den Titel eines Hofraths führt. Er ist ein Mann voll thätiger Lebenskraft und Gefühl für das Gute, dem es sehr darum zu thun scheint, den Augiasstall, welchem diese Eisleber Justizbehörde gleicht, zu reinigen,

wozu aber wohl seine Lebenszeit nicht hinlänglich seyn möchte. Einer seiner Vorgänger im Oberaufseheramte war der jetzige Minister von Burgsdorf in Dresden, der ehemalige Instruktor des Churfürsten. Er war unumschränkter Herr, und nur der Name fehlte ihm zum Fürsten der Grafschaft Mansfeld. Alles huldigte ihm, alles beugte sich unter seinen Scepter; ob aus Liebe, ob durch die Anerkennung seiner Verdienste oder aus Furcht, das — will ich nicht untersuchen; so viel ist gewiß, daß er in Dresden viel vermochte, viel durchsetzen konnte. Ich hörte während meines Aufenthalts in Eisleben mehrere Anecdoten zur Geschichte dieser Regierung, die gewiß mit eben dem Interesse gelesen werden würden, mit welchem ich sie anhörte; allein sie passen weniger hierher, als in ein Staatsarchiv, dort also einmal davon. Nur eine theile ich hier mit, um zu zeigen, welche ersinnliche Mühe man sich gab, seiner Gunst habhaft zu werden. An seinem Geburtstage stellte man einst ein Fest an, das überaus prächtig war. Alle Bergleute der Grafschaft mußten zusammen kommen und einen Aufzug machen. Man zauberte, da es Winter war, einen Garten im Freyen her; Gedichte, Lobsprüche und dergleichen erschienen ohne Zahl, und alles wurde aufgeboten, was Pracht und Glanz vermochten. Der Churfürst hörte davon, die Eisleber erhielten eine lange Nase,

und er verbat sich für die Zukunft dergleichen, indem es schwer halten möchte, ihn selbst mit größerem Pomp und Pracht zu empfangen, wenn er einmal nach Eisleben kommen sollte.

In mehr als einer Rücksicht wird der Herr von Burgsdorf der Stadt Eisleben unvergeßlich bleiben. Von einer guten Seite dadurch, daß er die erste Veranlassung zur Entstehung der dasigen Arbeitsanstalt gab. Diese nahm vor etlichen und zwanzig Jahren ihren Anfang. Zuerst war der Fond sehr gering, so daß nur dreyßig bis vierzig Personen aufgenommen werden konnten; mit jedem Jahre aber erweiterte sie sich, die Unterstützung nahm zu, und gegenwärtig ernährt sie beynahe hundert Menschen.

Unter allen Eisleber Kirchen hatte für mich vorzüglich die Andreas- oder Marktkirche das größte Interesse, da sie viele gräfliche Monumente enthält, und Luthers Kanzel noch darin zu sehen ist. Er predigte hier oft, und noch kurz vor seinem Tode viermal. Jährlich werden auf derselben nur drey Predigten gehalten, die erste Katechismus-Predigt in den Fasten, eine am Todes- und eine am Geburtstage Luthers, außerdem ist sie stets geschlossen. Gewöhnlich wird auf einer andern gepredigt *).

*) Höpfners Nachr. v. Luthers Hause.

In der Petrikirche zeigte man noch den Taufstein, in welchem Luther getauft wurde. Man fand ihn beym Umgraben des Gartens des Rektors am dasigen Gymnasio, und ließ statt des beschädigten Randes einen neuen mit der vorigen Aufschrift des Geburts- und Tauftages Luthers machen. Auch giebt man hier noch einen Mantel und eine Mütze für die seinigen aus *), welche sonst von dem gemeinen Haufen für Präservative gegen Fieberkrankheiten gehalten wurden. Die übrigen Kirchen sind weniger einer Besichtigung werth, und besonders die Nikolai-Kirche, welche geschmacklos angepinselt ist.

Dicht bey der Marktkirche befindet sich das Rathhaus, welches ganz mit Kupfer gedeckt ist, und eine Seite des Marktplatzes einnimmt, der sehr ansehnlich und regelmäßig ist, aber bergab läuft.

Von allem, was ich in Eisleben sah, war mir das Haus, worin der Wiederhersteller unserer Gewissensfreyheit, der Urheber eines geläuterten Religionsunterrichts, der unsterbliche Luther, geboren war, das Merkwürdigste. Mit einem heiligen Schauer betrat ich die Schwelle des Hauses, und ging in die Stube, wo er zuerst das Licht erblickte. Es war mir, als umschwebte mich der Geist des

*) Ebendas.

Verklärten, als umwehte mich der Hauch des seltenen Mannes, dessen Name unauslöschlich in die Jahrbücher der Menschheit eingezeichnet bleiben wird. Kleiner unscheinbarer Winkel, wie merkwürdig wirst du noch nach Jahrtausenden dem Manne von Herz und Gefühl für die Veredlung des Menschengeschlechts bleiben, wie merkwürdig jedem, dem die Wiederherstellung einer wahren Gottesverehrung, die Reinigung der christlichen Religion und Sittenlehre nicht gleichgültige Dinge sind!

In der That, man hätte das Haus, in welchem Luther geboren wurde, zu keinem bessern Zwecke gebrauchen, man hätte ihm kein schöneres Denkmal setzen können, als eine Arbeitsanstalt und Schule darin zu gründen. Der Magistrat in Eisleben errichtete sie 1693, wo sie am Reformationsfeste feyerlich eingeweiht wurde, und noch jezt durch die ansehnlichen Beyträge der Einwohner und Fremden unterstützt, fortblüht.

Das Haus hat zwey Geschosse. Ueber der Eingangsthür ist Luther in Stein gehauen, mit der Umschrift:

„Gottes Wort ist Luthers Lehr,
Drumb vergeht sie nimmermehr.“

Es wurde in einigen Feuersbrünsten, welche die Stadt betrafen, gerettet, aber dennoch 1689 von

den Flammen verzehrt, und nur sein auf Holz und auch auf Glas gemahltes Bild, so wie das des Melanchthons gerettet, welche beyde noch vorgezeigt werden.

In der obern Etage befindet sich ein großes Zimmer, in welchem sich, außer einem kleinen Naturalienkabinet, der Jenaischen Ausgabe von Luthers Werken, einem mit blauen Tuche behangenen Tische nebst Pult, hinter welchem ein Schwan seine Flügel ausbreitet, und wo Luther gebetet haben soll, noch die Gemählde der Churfürsten und Herzoge zu Sachsen, Friedrichs des Großmüthigen, Moritzens, Augusts, Johann Georgs I, des II, des III, des IV, Friedrich Augusts I, Friedrichs von Kospoth, chursächsischen Geheimenraths und Oberaufsehers der Grafschaft Mansfeld, welcher dieses Zimmer ausmahlen ließ, Luthers, und endlich Melanchthons befinden. Die beyden letzten sind von Lukas Kranach, und unterscheiden sich merklich von den übrigen. Ein viel heiterers Kolorit herrscht überall noch, ihre Farben sind weit lebhafter, als bey den andern viel jüngern Gemählden.

Dieses Haus bewohnt der Stuhlschreiber Kurze gegenwärtig, welcher die Aufsicht über das Ganze hat, und der jedem Fremden beym Weggehen ein Buch überreicht, in das man sich einzeichnen muß.

Dieses Buch fängt mit dem Jahre 1693 an, und enthält die Namen aller, welche von da an bis jetzt dieses Haus besuchten. Ich habe auf meiner Reise diesen Gebrauch mehrmals angetroffen, den Fremden solche Bücher zu präsentiren, aber ihn nirgends zu einem Erwerbs-vehikel benutzt gefunden, als auf dem Brocken, wo ein Herr Schröder in Werningerode dieses von tausend und mehrern Händen verfertigte Buch hat drucken lassen. Es ist freylich eine der ruhmlosesten Methoden, sich ein Werk von andern gleichsam schreiben zu lassen, und so zum Autortitel zu gelangen; indessen wollte ich es doch dem Eisleber Magistrate wohl anrathen, dieses hundertjährige Register zum Besten der Armenschule drucken zu lassen. Die gute Anwendung des daraus zu lösenden Geldes würde dieses Unternehmen sattsam entschuldigen, und nebenbey hätte doch eine der Herrn Magistratspersonen, die vielleicht die Vorrede besorgte, den Vortheil, ein Plätzchen im gelehrten Teutschlande einnehmen zu können.

Der Rektor Höpfner in Eisleben, der sich besonders um die Beschreibung und Geschichte seines Wohnortes verdient gemacht hat, hat auch über Luthers Haus einiges geschrieben. Man erhält diese, einen Bogen in 8 starke Piece, welche den Titel führt: Kurze Nachricht von Luthers Hause in Eis-

leben, allen durchreisenden Freunden des unsterblichen Mannes gewidmet. Eisleben 1796, von Herrn Kurze, und jeder Fremde wird gewiß Herrn Höpfner für die darin mitgetheilten Nachrichten alles Sehenswerthen dieses Hauses danken.

Luther starb bekanntlich auch an dem Orte seiner Geburt, den 18ten Febr. 1546. Das Haus, wo er entschlief, gehörte damals dem Doktor Drachstedt, jezt einem Bäckermeister Baumann. Wenn er Eisleben besuchte, pflegte er gewöhnlich in der sogenannten Canzley am Markte zu wohnen. Hier verwahrte man noch vor geraumer Zeit seinen Tisch, Stuhl, sein Bette, und andere Sachen; allein, da der Aberglaube, wozu der Eisleber sich besonders gern neigt, zu viele Nahrung an diesen Reliquien fand, und ihnen wunderthätige Kräfte beylegte, so sah man sich genöthigt, alles zu verbrennen *). Obgleich diese Absicht sehr gut gemeynt seyn mochte, so dächte ich doch, hätte man sie auch auf andere Art erreichen können, und diese für den gebildetern Mann doch immer interessanten Sachen aufbewahren sollen.

Eisleben war ehedem die Hauptstadt der Grafschaft Mansfeld. Die obersten Collegia der Grafen,

*) Höpfner's Nachr.

eine Canzley und ein Consistorium waren hier, so wie auch ein Schloß derselben. Die Häuser, worin die erstern waren, sind an Privatleute verkauft, das leztere liegt ganz in seinen Ruinen, und nichts mehr als die äußern Mauren stehn noch davon. Im innern Raume legte man einen Garten an. Die gewöhnliche Residenz war in Mansfeld, bey dessen Beschreibung ich Gelegenheit nehmen werde, einiges aus der Geschichte des einst so blühenden und nun gänzlich erloschenen gräflichen Hauses Mansfeld mitzutheilen.

Eisleben wird von keinem fließenden Wasser bewässert, nur einige unbedeutende Bäche, welche meist aus abgeleiteten Stollenwassern entstehen, sieht man hier; daher auch die Menge von Windmühlen, welche rings um die Stadt auf allen Bergen stehen, und die mangelnden Wassermühlen ersetzen müssen. Sie geben zugleich der Gegend einiges Leben und Abwechselung, sonst ist sie ohne auffallende Reize.

Nicht weniger ist es der Weg nach Mansfeld. Kleine nackte Hügel und Thäler wechseln immer ab, und ermüden den Wanderer. Rings umher ist das Land umgewühlt, und große Haufen herausgearbeiteten Gesteins bedecken die größte Hälfte der Aecker, und bezeichnen die Stätten noch deutlich, wo man ihnen Narben schlug. Sie nehmen zu, je mehr

man sich dem Städtchen Leimbach nähert, wo nun der vorharzische Bergbau anhebt.

Leimbach, ein offenes Städtchen im preußischen Antheile der Grafschaft Mansfeld, das der Familie von Schenk gehört, liegt in einem engen Thale, von kahlen Bergen und hoch aufgethürmten Schlakkenhalden umgeben. Es ist ganz artig. Besonders ist die Hauptstraße ziemlich regelmäßig gebaut, wahrscheinlich eine Folge des 1776 erlittenen großen Brandes. Die sächsischen Kupferschmelzhütten, welche theils in, theils außerhalb der Stadt liegen, geben den Einwohnern viele Nahrung. Sie hüllen das kleine Thal in einen steten Dampf ein, welcher, verbunden mit den schwarzen Schlackenbergen, dem Ganzen einen tristen Charakter verschaffen.

Ich eilte durch die ungesunde Atmosphäre, und schlich in einem angenehmern Thale der Stadt Mannsfeld zu.

Mansfeld.

Es ist dem an platte Gegenden, an grenzenlose Flächen gewöhnten Auge eine überaus wohlthuende und neue Empfindung, Berge mit Thälern abwechseln zu sehen, und Ruhepunkte an ihnen zu finden. Ueberhaupt ist der Einfluß einer bergigten Gegend auf den Körper eines Landbewohners mächtig. Die viel reinere Luft, die mannichfachen sich ihm darstellenden neuen Gegenstände, die zum Theil reizenderen Parthien, die weit gesundere Menschenklasse, die verschiedeneren Sitten, Gebräuche, Trachten und Wohnungen, besonders wo Bergbau getrieben wird, das Rauschen heller Waldbäche, das lautere Sausen des Windes in den Wipfeln der hohen Waldungen, alles das reizt, und entzückt, der Neuheit wegen, selbst des kaltblütigsten Philosophen Seele. Ja sogar die für Gebirgs-Bewohner der Gewohnheit wegen, unbedeutenden Dinge, die Schalmey des Hirten, das Echo derselben, das harmonische Glockengeläute fetter Kuhheerden, das Stampfen und Pochen der Mühlen und Eisenhämmer, sind für Landbewohner überraschende Schönheiten. Er fühlt dieses stete Regen der Naturkräfte doppelt stark, und so wird ihm die ruhigste Einödе zum lieblichsten Aufenthalt.

So ging es auch mir. Ich verließ eine platte Gegend, und näherte mich dem Harzgebirge. Je weiter ich vorschritt, desto mehr hügelte sich alles um mich her, und endlich thürmten sich Berge auf Berge. Je weiter ich vorschritt, desto mehr neue und ungewohnte Gegenstände, desto anziehendere und reizendere Parthien boten sich meinem Blicke dar, und desto sonderbar wohlwollende und nie gefühlte Empfindungen mehrten sich bey mir. Die Außenwerke des Harzes beginnen hier. Berge und Thäler findet man schon in ungewöhnlichen Gruppen durcheinander gemischt, Gruben und Schachte, Schiefer- und Stein-Brüche stoßen einem überall auf, die Luft ist reiner, aber kühler. Indessen ist die Natur noch nicht so grotesk schön, das Wilde und furchtbar Angenehme, das melancholisch Rauhe noch nicht in dem Grade vorhanden, wie auf den eigentlichen Harzgebirgen, dennoch aber ist es dem nicht daran gewöhnten Auge neu und interessant.

Mansfeld liegt zum Theil auf einer Anhöhe, zum Theil am Abhange derselben, in einem weiten Thale. Das Schloß, die sonstige Residenz der nun erloschenen Grafen von Mansfeld, auf einem mäßig hohen Berge, liegt außerhalb der Stadt und ihr gegen Morgen. Sie hat ein finsteres, trauriges Ansehn. Die dunkeln, schwarzen Dächer, und die

von ehemaligen gangbaren Gruben weit um sie her geschütteten Schlackenhalden, flößen keine gute Meinung vom Innern ein, und — man täuscht sich auch nicht. Sonder Ordnung und Regelmäßigkeit sind die 197 Häuser, aus welchen sie besteht, an einander gereiht, die wenigen Straßen krumm, doch wegen der Abhängigkeit, ziemlich reinlich. Sie hat Thore und Mauern, erstere stehen aber Jahr aus Jahr ein ohne Bewachung offen. Man wird daher hier nicht, wie das in andern kleinen Städten der Fall ist, vom Thorwärter scharf ins Auge genommen, und um den Character, Namen, Wohnort und dergleichen, oft auf eine unsittliche Weise ausgefragt; desto stärker ist aber die Musterung, welche man in der Stadt selbst erdulden muß. Da bleibt kein Fenster zu, man muß den unbekannten Fremdling beäugeln. „Herr Nachbar, Frau Muhme, Herr Vetter und Gevatter, wer ist denn der, kennen Sie den nicht?“ So hört man von einem Fenster zum andern hin sich fragen, und Vermuthungen über den Namen des Unbekannten aufstellen.

Es ist diese Art Neugierde eine große, aber verzeihliche Schwäche der Mansfelder, die sie übrigens mit den meisten kleinen Städten gemein haben, wo ein Fremder eine seltene Erscheinung ist. Sonst giebt es gute Menschen hier, denen es weniger um

nichtssagende Komplimente, als um Biedersinn zu thun ist. Sie sind gastfrey, gegen Fremde zuvorkommend, sehr gesellig unter sich, und dabey ohne große Umstände. Ganz unbekannt mit der in witzigen Residenzen herrschenden Steifheit und Lichtscheue, blickt überall eine Unbefangenheit im Handeln und Sprechen bey ihnen hervor, welche gefällt. Oft ist die freye Straße der Sammelplatz weniger Frohen, man schäkert und scherzt, ohne es sich nur zu denken, daß Jemand einen Anstoß daran nehmen könnte. Jene Zeiten, wo noch eine Hofhaltung in Mansfeld war, sind längst vergessen; das schüchterne Wesen, die Aengstlichkeit der gewöhnlichen Höflinge längst mit Offenheit und Gradsinn vertauscht, und die verpestenden Ausdünstungen der Giftpflanze, Residenz genannt, schon längst von den Balsam-Gerüchen der Redlichkeit vertrieben worden.

Da ist keine Spur mehr von den gewöhnlichen und so geliebten Lärmschlägern der Großen zu finden, welche nur allzuviel Gehör noch finden, das Mistrauen dieser gegen die Regierten immer fort nähren, und jeden Vernünftigen, der etwas weiter denkt, als es der Hirnkasten eines Hofjunkers vertragen kann, sogleich für einen Aufklärer, Illuminaten, Hochverräther und Jakobiner ausschreyen. Da kümmert

sich Niemand darum, ob ich heute ein Glas Wein mehr als gewöhnlich trinke, ob ich einige Freunde mit zwey oder drey Gerichten bewirthe, ob ich über den Tod Ludwigs XVI weine oder lache, ob ich lieber Rebmannsche oder Rehbergsche Schriften und Schirach'sche Lügen lese. Verrichte ich die mir übertragenen Geschäfte zur Zufriedenheit meines Vorgesetzten, so ist es gut, und so sitze ich in meinem Posten fest. Doch, das ist meistentheils der Karakter großer Staaten; nur in kleinen, wo man gewöhnlich auch klein handelt, muß man eine solche Verfahrungsart aufsuchen. Ich sage gewöhnlich, denn auch hier giebt es Ausnahmen.

Sogenannte Honoratioren giebt es eine ziemliche Anzahl hier. Sie lieben den Tanz sehr, besonders das schöne Geschlecht. Unter diesem herrscht im Durchschnitt ein feines Gebilde und wenig Luxus. Ich sah keine einzige, deren Haare in großen Lockenbauen aufgethürmt gewesen wären, bey allen fielen sie natürlich auf die Schultern herab, welchen gefälligen Putz sie sich selbst ordnen, und worin ihnen sogar ihre Männer gefolgt sind; daher auch das sonderbare Phänomen, daß es in Mansfeld keinen Friseur giebt, welches man beym Anblick der Damenzahl nicht vermuthen sollte.

Nach Merkwürdigkeiten sieht man sich hier umsonst um. In der am Markte stehenden sehr alten

Kirche, befindet sich noch das Begräbniß der Grafen von Mansfeld? allein, welche traurige Unterhaltung liefert ein dumpfes, finsteres Gewölbe, wo die Hochgräflichen Leiber, in vergoldeten und zinnernen Särgen aufgeschichtet stehn, um so auf eine honnettere Art zu faulen! Es ist Wurmfraß, wie die eines Bettlers, welche man vor den Augen der Nachwelt zu verbergen, oft besser thäte, da die größere Hälfte solcher großen Leiber gewöhnlich nicht verdient, der Vergänglichkeit auf eine längere Zeit entrissen zu werden.

Entsetzen packt den Wandrer hier beym Haare,
Gießt Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Baare,
Aus hohlem Auge schaut *).

Nein, lieber wandle ich auf einem freyen, vom Blau des Himmels überwölbten Gottesacker, wo Blumen und Blätter den Gräbern entsprießen, wo ein grüner Rasenteppich den Hügel überzieht, wo unter dem dichten Laubdache einer hundertjährigen Linde die Ruhenden ihrer Bestimmung entgegen schlummern; und wo mir endlich das schmerzhafte Bild unserer Vergänglichkeit durch das Lächeln der Natur versüßt, und durch ihre jedesmalige Verjün-

*) Schubart.

gung mir auch mein künftiges Aufleben geweißagt wird.

Der Kirche gegenüber ist ein Wachhaus. Einige alte Marssöhne sonnten sich hier in philosophischer Ruhe, hatten ihre Waffen in den Winkel gelehnt, und lasen nun am Abende ihrer kriegerischen Laufbahn die Thaten ihrer Nachfolger in dem partheiischen Hamburger Correspondenten.

Das Schloß ist noch der einzige Gegenstand, der die Mühe seiner Besichtigung lohnt. Die Geschichte seiner Bewohner ist interessant, die Rolle, welche sie ehedem spielten, nicht unbedeutend, wovon hernach mehr.

Ich bestieg den von der Stadtseite steilen, auf der andern Seite aber ganz flach ablaufenden Berg, auf dem es liegt, an einem heißen Vormittage. In der Mitte desselben kommt man auf neuerlich erst angelegte Fußpfade, die sich an ihm herumwinden, und zum Theil unter schattigem Gehölze an das Thor des Schlosses führen. Aber wie stutzte ich, als ich, statt durch ein morsches, dem Einsturze nahes Thor, durch ein modernes, in französischem Style erbautes Portal ging, als ich, statt in einen öden, menschenleeren Hof zu treten, denselben von Arbeitern belebt sah, welche beschäftigt waren, einen Theil des Schlosses niederzureißen, und aus dem Schutte

desselben ein neues Gebäude hervorgehen zu lassen! Ich war anfangs wirklich zweifelhaft, ob ich über diese gewaltsame Zerstörung einer der schönsten Ruinen, die ich je sah, weinen, oder mich über die Industrie des Menschen, der den Befehl hierzu gab, freuen sollte. Lange stand ich bewegungslos an einer Mauer gelehnt, blickte wehmüthig über die Steinhaufen hin, und verlor mich in Gedanken, als eine Stimme über mir herabrief: „Weg da!“ Kaum daß ich, ohne selbst zu wissen warum, einige Schritte vorgesprungen war, als ein Haufen Schutt neben mir niederfiel, der mich aus meinem Nachsinnen weckte.

„Und wer läßt dieses alles niederreißen?“ fragte ich einen der Arbeiter.

„Der Herr Oberbergrath.“

„Was für ein Oberbergrath?“

„I, in Rothenburg der,“ und dort fuhr er seinen Karren hin. Nun wußte ich's. Einen zweyten, welcher nachfolgte, fragte ich: „Mein Freund, wem gehört dieses Schloß?“

„Unsen Herrn.“

Gleichsam, als ob man sich beredet hätte, mich nicht zu unterrichten, ging auch dieser weiter. Erst als ich in dem großen Schloßhofe einigemal herum-

gegangen war, begegnete mir ein Mensch, den ich für den Aufseher hielt, und welcher mir mit einer nicht zu hemmenden Suade mehr als ich verlangte, erzählte.

Der Oberbergrath **Bückling** in Rothenburg hat nemlich das ganze Schloß, nebst einem dabey liegenden Garten, achtzehn Morgen Land, den sogenannten Thiergarten, und die Jagdgerechtigkeit, seit 1795 von der preußischen Cammer in Magdeburg in Erbpacht erhalten. Dafür gab er 1350 Rthl. Erbstandsgelder oder Kaution, und jährlich giebt er noch als Canon 135 Rthl., welcher jedoch nach zwanzig Jahren erhöht werden kann. Seit der Zeit hat er die ältern, verfallenen Gebäude, bis auf einige schöne Ruinen niederreißen lassen, die brauchbaren Steine theils verkauft, theils zur Erbauung und Instandsetzung eines Flügels dieses Schlosses angewendet, womit man eben noch beschäftigt war. Die innere Anlage desselben zeigte von Geschmack, und wird gewiß nach ihrer Vollendung sehr nett ausfallen; aber beym Ueberblick des Ganzen erräth man nicht, welchen Plan Herr Bückling befolgt, und sollte daher fast glauben, daß er gar keinen habe. Den Zweck, warum er dies unternimmt, weiß man nicht, da er sehr geheimnißvoll damit ist. Man sprach anfangs von dem Wittwensitze einer hohen

Mätresse; allein, das mag wohl der Fall nicht seyn. Noch eher glaube ich, was man sich auch sagte, daß sich nemlich die Freymaurer der Ascherslebe Loge hier einen immerwährenden Versammlungsort zurichteten. Dies wird auch wahrscheinlich, wenn man die Kosten dieses Unternehmens betrachtet, welche unmöglich allein aus des Herrn Bücklings Beutel fließen können.

Neben diesem neu eingerichteten Flügel befindet sich die sonstige Schloßkirche, welche noch völlig brauchbar ist, gegenwärtig aber mit Häfer angefüllt war. Das Dach dieser Kirche war abgenommen, und man beschäftigte sich eben damit, Erde auf die Decke derselben zu schaffen, um einen Garten daselbst anzulegen. Eine sonderbare Idee, deren Ausführung aber wohl nicht so ganz gut ausfallen möchte, denn wenn auch das Gewölbe der Kirche theils die Last, theils die durchdringende Nässe aushalten sollte, so werden doch keine großen Gewächse oder Bäume in diesem hohen Garten aufkommen, da sie nicht so tief Wurzel fassen, um heftigen Winden widerstehen zu können. Eine gleiche Metamorphose wird auch mit den, den Schloßhof begrenzenden Nebengebäuden vorgenommen werden.

Die noch vorhandenen Keller sind außerordentlich dauerhaft und geräumig. Ueber dem Eingange zu

dem einen fand ich folgendes Tableau en Basrelief. Zwey männliche Figuren tranken aus großen Krügen, eine dritte schenkte ein, und eine vierte gab das Genossene von sich, welches ein Hund wieder zu sich nahm. Darüber las man die Worte noch sehr deutlich:

„Quit est rapsi.“

Niemand konnte mir Auskunft deshalb ertheilen, noch habe ich mir den Sinn dieser dunkeln Worte erklären können. Ueber dem Eingange eines zweyten Kellers sieht man den Weingott auf seinem Fasse sizzen, und über ihm die Worte:

„Bachus deus vini.“

Bachus war überhaupt einer der Hausgötter der Grafen von Mansfeld. Sie bauten ihm große, weite Altäre, nämlich Keller, beugten sich gern unter seinen Scepter, und schwuren willig, ihm stets treu und hold zu seyn. Luther, der sehr oft in Mansfeld war, hier ein eigen Haus hatte, an welchem man noch die Buchstaben M. L. über der Thüre findet, und von den Grafen zur Ausgleichung mancher Differenz gebraucht wurde, stattete diesen einst einen Besuch auf dem Schlosse ab. Kaum hatte er die Treppe erreicht, welche zum großen Speisesaale führte, als ihm schon der Wein entgegen geflossen kam. Da soll er halb unwillig den taumelnden Zechern zugerufen haben: „Nun, ihr Herrn dünget

schön, da wird einmal brav Gras danach wachsen!“ Und Luther hat richtig prophezeyht.

Der Garten vor dem Schloßthore ist noch ganz jugendlichen Ansehens. Man hat ihn auf sogenannte englándische Manier angelegt, das heißt, die Gänge laufen krumm durcheinander, und ausländische Bäume und Sträuche sind zum Wachsen angepflanzt, wozu sie bis jetzt keine Lust zu haben schienen. Auf manchen Stellen hat man eine ganz artige Aussicht über die Stadt, und in die umliegende Gegend; doch verdient sie das übertriebene Lob nicht, welches ihr die Mansfelder beylegen.

Zur Geschichte der Grafschaft Mansfeld.

Die Geschichte der Grafschaft Mansfeld und ihrer Besitzer hat bis jetzt noch nicht einen solchen gründlichen Bearbeiter gefunden, wie sie es wohl verdiente. Die alte Spangenberg'sche Chronik von 1572 ist theils wegen der vielen eingestreuten, gar nicht zur Sache gehörigen und abgeschmackten Nachrichten, wie es die Schreibart jenes Zeitalters mit sich brachte, theils wegen ihres ungenießbaren Styls, theils auch weil sie nur bis in das Jahr 1571 reicht, nicht in Anschlag zu bringen, und neuere Bearbeiter derselben sind

auch nicht immer mit der gehörigen Gründlichkeit dabey zu Werke gegangen, und haben fast nichts als nur Bruchstücke daraus geliefert. Es wäre daher ein dankenswerthes Unternehmen, wenn sich ein gewiegter Mann diesem Geschäfte unterzöge, und mit Hülfe der bereits vorhandenen Materialien, wovon mehrere in verschiedenen Journalen zerstreut aufzufinden sind, und der Archive aller Mansfeldschen Städte, ein Ganzes lieferte, das um so anziehender und richtiger werden könnte, da er keine politischen Rücksichten mehr auf die sonstigen Besitzer der Grafschaft zu nehmen nöthig hätte. Ein solcher Mann wäre unstreitig der nun verstorbene Prediger Albanus in Eisleben gewesen, wenn ihn der Tod nicht daran gehindert hätte. Er gab sich sehr viel mit der Geschichte seines Vaterlandes ab, ihr Studium war ihm Lieblingsbeschäftigung, und schon war er bemüht, einen Plan zu ihrer Bearbeitung zu entwerfen, als er 1797 starb. Für die Geographie dieser Grafschaft aber ist in neuern Zeiten mehr gethan worden, da ihre Bearbeitung wenigern Schwierigkeiten unterworfen war. Vielleicht sind daher die folgenden Nachrichten, welche ich größtentheils aus dem Munde eines Mannes erhielt, dessen Amtsverrichtungen eine genauere Bekanntschaft mit der Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes voraussetzen, ein kleiner brauchbarer Beytrag zur Ge-

schichte der Grafschaft Mansfeld, und ihrem künftigen Historiographen nicht ganz unnütz.

Die zum obersächsischen Kreise gehörige, ehemals reichsunmittelbare, jezt zwischen Chursachsen und Preußen getheilte Grafschaft Mansfeld enthält $14\frac{1}{2}$ Quadratmeile Flächeninhalt, und darauf acht Städte, sieben und zwanzig Aemter, drey und funfzig Rittergüter, zwey Marktflecken, ein und zwanzig Vorwerke, vier und zwanzig Güter, und sechs und dreyßig Wasser- und Windmühlen. Der sächsische Antheil, als der größere, oder ungefähr drey Fünftel der ganzen Grafschaft, beträgt $8\frac{1}{2}$ Quadratmeile, und man zählt darauf vier Städte, eilf Aemter, zwey und zwanzig Rittergüter, zwey Marktflecken, neun und dreyßig in die Aemter getheilte Dörfer, und drey Vorwerke. Der preußische enthält auf zwey Fünftel, oder sechs Quadratmeilen, vier Städte, sechszehn Aemter, hundert und sechs und zwanzig Dörfer, ein und dreyßig Rittergüter, vier und zwanzig andere Güter, achtzehn Vorwerke, und sechs und dreyßig Wasser- und Windmühlen.

Waren gleich die Einkünfte der ganzen Grafschaft vor zwey, dreyhundert Jahren nicht die jezigen, wo man sie auf dreymal hundert tausend Thaler schäzt, so waren sie doch gewiß für jene Zeiten, wo noch nicht unsere zahllosen Bedürfnisse gekannt

würden, beträchtlich genug, um nicht die letzte Rolle in der Reihe der kleinern Großen spielen zu müssen. Allein theils die große Familienvermehrung der Grafen *), und die daraus entsprungene Zerstückelung der Grafschaft, theils der Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit **), theils die mit vielen Kosten verknüpften Ehrenstellen beym Kaiser und Reich, die sie stets bekleideten, und endlich die vielen Kriege, und besonders der dreyßigjährige, in welchen sie selbst große Armeen unterhielten, stürzten sie in ein Labyrinth von Schulden, aus welchen sie sich nie wieder herauszufinden vermochten, und die der Grund ihres völligen Ruins waren ***). Es kam endlich auch so weit, daß ein beträchtlicher Theil der

*) Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bestand die ganze Familie aus drey und siebenzig Köpfen.

**) Im Jahre 1437 wurden sie zum letztenmale vom Kaiser Sigismund beliehen, denn unter Friedrichs III Regierung wurden Magdeburg, Halberstadt und Chursachsen mit Bewilligung des Kaisers, Lehnsherrn vom größten Theile der Grafschaft.

***) Im Jahre 1569 sollen sie sich auf zwey Millionen Meißnische Gülden belaufen haben. Viele Kreditoren haben sich gar nicht gemeldet. Auch die Stadt Mansfeld ist mit ihren Kapitalien, die sie, vermöge Bürgschaft, für die Grafen bezahlen mußte, die sich auf mehr als hunderttausend Meißn. Gülden belaufen, und wovon sie die Dokumente zum Theil noch aufweisen kann, zurück geblieben.

Kreditoren beym Kaiser und Reich klagbar wurde, und Sequestration ausbrachte, welche auch nach einem langen Streite zwischen dem Kaiser, Chur-brandenburg und Chursachsen, als den Lehnsherrn der Grafen, erfolgte. Der Kaiser wollte nemlich die Sequestration nicht zulassen, worauf beyde Höfe, Sachsen und Brandenburg durchaus bestanden; und da der Kaiser diese beyden mächtigen Fürsten des deutschen Reichs, der damaligen Lage der Dinge nach, fürchten mußte, so drangen sie auch durch, die Sequestration wurde 1570 über einen Theil der Grafschaft angelegt, und 1690 über die ganze Grafschaft, wenige Aemter ausgenommen, erstreckt. Als 1672 das Herzogthum Magdeburg an den König von Preußen gelangte, verglich sich dieser nach und nach mit den Kreditoren, erhielt jura cessa, und hob dann 1716 die Sequestration gänzlich auf. Chursächsischer Seits aber dauert sie gewissermaßen noch fort, ob sie gleich mit dem Aussterben der Grafen 1780 auch aufhörte. Denn viele der Kreditoren sind wegen ihrer Forderungen noch Besitzer der Gräflichen Güter, theils wiederkäuflich, theils unterpfändlich, und bis jezt 1798 ist es noch nicht entschieden, wie sie befriedigt werden sollen.

Auch die, den lezten Grafen Heinrich Paul Franz und dessen Sohne Joseph Wenzel, welche schon den

Fürstentitel führten, und beyde binnen vier Wochen starben, noch übrigen Besitzungen, welche in sechs Aemtern bestanden, fielen an Brandenburg und Sachsen zurück. Dem ungeachtet ist doch, in Ansehung der Sequestration, von preußischer Seite noch nicht alles aufs reine, am wenigsten sind alle Ansprüche ganz gehoben.

Herabgesunken von ihrer sonstigen Größe, entblößt von dem größten Theile ihrer Besitzungen, verließen die Grafen das Land, das sie einst ihr unmittelbares Eigenthum nennen durften, das Land, wo sie ehedem geherrscht hatten, das sie nun in fremden Händen sehen mußten, und zogen nach Böhmen, wo sie noch sehr ansehnliche Besitzungen hatten, deren Ertrag auf dreymal hundert tausend Gulden geschätzt werden konnte. Außerdem besaßen sie noch das ererbte Fürstenthum Fondi in Neapel, welches Graf Heinrich Franz I von der Bornstedtischen Linie, 1690 vom Könige Karl dem zweyten von Spanien erhalten hatte. Dieses verschaffte ihnen auch die reichsfürstliche Würde, welche 1696 und 1709 von neuem bestätigt, 1711 aber erst bekannt gemacht wurde, und setzte sie zugleich in den Stand, einen ihrem Range gemäßen Aufwand machen zu können. Es war aber, als ob ein widriges Gestirn über diesem Geschlechte waltete; denn auch um diese wichtige

Besitzung kamen sie, und zwar auf die schändlichste Weise. Der Entlegenheit wegen verkauften sie dies Fürstenthum nemlich an den König von Sardinien für zweymal hundert tausend Dukaten. Dieser nahm es auch in Besitz, hat ihnen aber nie einen Pfennig dafür gezahlt, und keine Mittel hatten sie in Händen, diese Zahlung zu erzwingen.

1780 endlich starben auch diese beyden Grafen, und zwar schnell nach einander. Der Graf Heinrich war nahe an die siebenzig Jahre alt. Er war zweymal vermählt gewesen, hatte dreyzehn Kinder in diesen beyden Ehen erzeugt; aber nur ein Sohn und drey Töchter waren am Leben geblieben. Dieser, der kaiserlicher Oberster war, und sich gewöhnlich in Wien aufhielt, wo er sich in körperlicher Hinsicht sehr ruinirt hatte, folgte seinem Vater am 15 Febr. 1780 in der Regierung. Vermählt hatte er sich bereits 1764 mit einer Gräfin von Regal; allein er starb am 31 März 1780, ohne Kinder zu hinterlassen, und mit ihm endigte sich der ganze Mansfeldische Stamm männlichen Geschlechts. Die Art seines Todes war so unnatürlich als traurig. Er war nemlich auf seiner Herrschaft Doberzisch in Böhmen, um zu jagen. Mehrere Wochen hindurch hatte er dies Vergnügen getrieben, als er einst auch ausfuhr, und der Weg einen steilen Berg hinauf führte, der

auf der einen Seite ganz perpendikulär herab lief. Sein Kutscher bat ihn auszusteigen, um der Gefahr des Umwerfens zu entgehen; allein der junge Graf, ob aus Eigensinn, oder aus Sorglosigkeit, achtete der wohlgemeinten Warnung seines Dieners nicht, und blieb sitzen. Leider! war aber dafür seine Strafe, daß der Wagen wirklich hinab in die jähe Tiefe stürzte, und er auf die schrecklichste Weise zerschmettert wurde. Man hat diese seine Todesart lange Zeit verheimlicht, und ihn immer an einem Lungengeschwüre sterben lassen.

Verloschen war nunmehr das sonst so große, so zahlreiche Mansfeldische Haus, und nur seine Schwester, die Fürstin Colloredo, durfte, mit Preußens und Sachsens Genehmigung, den Namen Mansfeld fortführen. Vorher mußte sie sich aber in einem ausgestellten Revers aller Ansprüche auf die Grafschaft Mansfeld begeben. Am 21 October 1794 starb auch sie. Ihre Kinder aber succedirten in den böhmischen Besitzungen.

Die ehemalige Verfassung der Grafschaft ist ganz geblieben. Der preußische Antheil steht unter der Magdeburgischen Hoheit, der sächsische unter dem Oberaufseher-Amte in Eisleben.

Das Schloß Mansfeld, der Stammsitz und die ehemalige Residenz, war im Dreyeck erbaut. Die

Façaden desselben hießen sonst Vorder- Mittel- und Hinter-Ort, nach den drey verschiedenen Linien der Grafen, welche sie bewohnten. Als nemlich die Grafschaft durch den Ankauf mehrerer Herrschaften und Güter, und durch Erbschaften sich erweiterte, wurden auch die sonst so geliebten Theilungen immer häufiger. Im Jahre 1475 entstand die vorder- und hinterortische Linie, wovon die letztere sich wieder in die mittelortische oder Schraplauische, und hinterortische theilte. Die vorderortische theilte sich in sechs neue Linien. Graf Ernst II hatte nemlich unter zwey und zwanzig Kindern eilf Söhne, wovon sechse die Bornstedtische, die Eislebensche, die Friedeburgsche, die Arnsteinsche, die Arternsche, und die Heldrungensche stifteten. Ungeachtet dieser vielen Linien und der starken Anzahl Köpfe, woraus sie bestanden, waren sie doch im Jahre 1710 schon bis auf die Bornstedtische, sämmtlich wieder ausgestorben.

Mit dem Entstehen dieser Linien gingen auch die vielen Schlösser in der ganzen Grafschaft hervor, welche sonst die Residenzen waren, und jezt theils in ihren Ruinen liegen, theils in Brauhäuser und Kornmagazine umgewandelt worden sind. In Eisleben, Mansfeld, Querfurt, Heldrungen, Arnstein, Schraplau, Friedeburg, Seeburg, Artern, Bornstedt und

Leimbach findet man noch die Reste eines sonstigen Schlosses, mehr oder weniger desolat. Daß sie fast alle zu Grunde gegangen sind, mag wohl vorzüglich darin liegen, daß nach den Sequestrationsrecessen sämmtliche Schloßgebäude in der ganzen Grafschaft mit ihren Zubehörungen von der Sequestration völlig ausgenommen, und ihre Benutzungen den Grafen überlassen waren; dies thaten sie nun nach Möglichkeit, nutzten, was noch bewohnbar war, durch Verpachtungen, wendeten aber nichts an die Unterhaltung derselben, wozu ihnen freylich kein Geld übrig blieb, und so verfiel eins nach dem andern. Das Mansfeldische wurde aber gewaltsam ruinirt. Im dreyßigjährigen Kriege diente es den verschiedenen Partheyen zum wechselseitigen Aufenthalte; und da seine Lage von der Natur so begünstigt war, daß es nicht sogleich eingenommen werden konnte, so mußte es viele Drangsale ausstehen, wenn es nicht durch List erobert wurde. Dies leztere war im Septemb. des Jahres 1630 der Fall, wo es der markgräflich-brandenburgische Oberste Nikolaus Bock, eines Halloren Sohn aus Halle, folgendergestalt einnahm. Er ließ Säcke mit klein geschnittenem Stroh auf einige Wagen laden, unter und zwischen welche er eine Anzahl gerüsteter Soldaten versteckte. Diese wurden von Bauern auf das Schloß gefahren, welche, unter dem Vorwande, daß sie Getraide vom

Kloster Mannsfeld brächten, auch durch alle Vorposten glücklich hindurch kamen. Am Schloßthore examinirte man sie von neuem. Aber Niemand war hier, der den klugen Einfall gehabt hätte, diese Säcke zu durchsuchen, wie Laokoon einst erst den Bauch des trojanischen Pferdes zu sondiren vorschlug, ehe man es einzöge, und so ließ man sie durchpaßiren. Kaum aber, daß die Wagen auf der Brücke zwischen beyden Thoren waren, als die verborgenen Marssöhne hervorsprangen, sich sogleich der Thore bemächtigten, durch Losungsschüße den Obersten Bock, der sich in einem Hölzchen mit einer Compagnie versteckt hielt, herbeyriefen, und so ohne Schwerdtstreich das Schloß einnahmen. Im Jahre 1547 wurde es auch vom Kaiser Carl dem V belagert und eingenommen.

Da die Vestigkeit des Schlosses nun, im dreyßigjährigen Kriege besonders, viel Unglück und Verwüstungen über das ganze Land verbreitete, und es ein steter Zankapfel aller Partheyen war; so baten die Stände des obersächsischen Kreises den Erzbischof von Magdeburg als Lehnsherrn, den Grafen die Demolirung desselben aufzugeben, um bey neuen kriegerischen Ereignissen das ganze Land gegen Verheerungen zu sichern. Der Erzbischof bewirkte es auch, daß von Seiten des Kaisers und des Reichs eine

Commission deshalb niedergesetzt wurde, welche auch den Befehl zur Demolirung an die Grafen erließ. Diese erklärten aber, daß ihre Umstände einen solchen Kostenaufwand nicht duldeten, und daß sie sich überhaupt nicht dazu verpflichtet fühlten, ihr Schloß zu zerstören. Hierbey beruhigten sich aber die Stände nicht, sondern beschlossen, die Kosten dazu unter sich selbst aufzubringen. Dies geschah. Im Junius 1674 machte man mit Niederreißung der Vestungswerke und eines Theils des Schlosses den Anfang, und im folgenden Jahre war die Arbeit geendigt. Sechs hundert Mann arbeiteten in dieser Zeit tagtäglich daran, und die sämmtlichen Kosten beliefen sich auf sechszig tausend Thaler. Man sieht noch jezt Spuren der gewaltsamen Zerstörung, besonders an der hintern Seite, wo ganze Wände der gesprengten Mauern in dem um das Schloß laufenden Graben liegen, welche weder Gewalt noch die Zeit zerbröckelt haben. Wenn man bedenkt, daß diese Veste nicht auszuhungern war, da sich die Besatzung das nöthige Getraide selbst in den Ringmauern derselben bauen konnte, da ihr in dem sehr tiefen und noch gangbaren Brunnen das reinste Wasser quoll, und sie sich durch die nach Eisleben und nach der Stadt Mansfeld unter der Erde weglaufenden, fahrbaren Gänge, von welchen nur die Eingänge noch zu sehen sind, alle Lebensmittel verschaffen konnte; so war

es freylich in damaligen Zeiten nicht unbillig, wenn man so nachdrücklich auf ihre Zerstörung drang. Bey unserer jetzigen Kriegsverfassung würden freylich nur einige Stunden erforderlich seyn, um das Schicksal einer solchen Vestung entschiedn zu sehen.

Der Boden der Graffschaft Mansfeld ist, im ganzen genommen, sehr gesegnet, besonders der Theil, welcher in der goldnen Aue liegt. Sie hat an nichts Mangel. Ihr Getraide kann sie nicht konsumiren. Sie hat ergiebige Bergwerke, Fischereyen, Holz in Menge, Salzbau, Mühlsteinbrüche, zwey Seen, den süßen und salzigen, lauter wünschenswerthe Produkte. Der Bergbau besteht meistentheils in Kupfer-Förderung. Vor dem dreyßigjährigen Kriege waren außerordentlich viele Hütten im Gange. Die Grafen benutzten damals den Bergbau gemeinschaftlich, weil sie sich theilen konnten. Jeder ließ bauen und arbeiten, jeder hatte eine eigene Hütte, jeder ging nur auf Raub aus. Vieles wurde damals weggeworfen, was jezt das Beste und Schmelzwürdigste ist. Mit Mühe durchwühlt man jezt die alten Schlackenberge, und klaubt noch viel Brauchbares heraus, das sonst nicht geachtet wurde.

Vermöge der errichteten Rezesse ist der Bergbau privative bey Sachsen geblieben, und zwar so, daß dieses einschlagen kann wo es will; wenn daher zum

Beyspiel eine Vermuthung vorhanden wäre, daß auf der Mitte des Markts in Mansfeld, oder in jedem Hause einer andern preußischen Stadt, auf reiche Beute gestoßen werden könnte, so kann das Einschlagen preußischer Seits nicht gehindert werden. Das Kupferschieferflötz enthält sehr viele Versteinerungen, und besonders Abdrücke von Fischen und Kräutern.

Ich hielt mich länger, als ich Willens war, in Mansfeld auf. Ein alter Universitätsfreund, den ich hier traf, war die Ursache, und er war es auch, der meinen Anfangs gefaßten Vorsatz, nach Aschersleben wieder zurückzukehren, umänderte, und mich beredete, ihn auf seiner Reise ins Braunschweigische, bis Hoym zu begleiten. Ich gab nach, und wir fuhren bey heftigem Regen ab. Ob es dieser machte, daß ich die Gegend, durch die unser Weg lief, höchst eintönig fand, oder ob sie es wirklich war, weiß ich nicht; kurz, sie reizte meine Aufmerksamkeit wenig. Der Regen ließ indessen bald nach, der Himmel entwölkte sich, und ich wurde äußerst überrascht, als wir auf der Höhe bey dem Dorfe Endorf waren, und eine der herrlichsten Landschaften vor uns ausgebreitet da lag. Zur Linken blickte in heiterer Ferne

der Brocken her, und zu seinen Füßen zogen sich die Harzgebirge in blauer Entfernung hin. Zur Rechten eine tiefe Ebene, besäet von unzähligen Oertern, lachend und schön. Gern wäre ich länger hier verweilt; allein der Wagen rollte hinab, und in wenigen Stunden waren wir in Hoym.

Hoym, oder wie es gewöhnlich von den Einwohnern und in der umliegenden Gegend genennt wird, Heeme, Heime, ist ein kleines, offenes Städtchen an der Selke, in einer weiten Ebene. Es liegt im Anhalt-Bernburgischen, gehört aber der Nebenlinie dieses Hauses, dem Fürsten von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, welcher sich gegenwärtig mit seiner Familie hier aufhält, da ihn die Franzosen aus seinem gewöhnlichen Wohnorte, Schaumburg an der Lahn, in der Grafschaft Holzapfel, vertrieben. Der Ort besteht aus ungefähr 300 Häusern und einem kleinen, regelmäßigen Schlosse, dessen Größe indessen dem Hofstaate des Fürsten angemessen ist. Denn, ob es gleich seine Finanzen zuließen, mehr Glanz um sich her zu verbreiten; so scheint er doch dafür keinen Sinn zu haben, sondern mehr stille Häuslichkeit und Familienfreuden jenem Tand vorzuziehen.

Die Erbprinzessin, aus dem Hause Nassau-Weilburg, ist ein liebenswürdiges Weib. Ein schöner Körper dient hier einer schönen Seele zur Hülle. Ich sah sie eben, als sie ihr Kind in einem kleinen Wagen selbst fuhr, und hin und wieder an den Thüren einiger ihrer Mitbürger weilte, sich mit ihnen über ihre häuslichen Angelegenheiten, über den kleinen Säugling und andere Gegenstände so theilnehmend unterhielt, und so freundlich von ihnen ging; mit welcher Wärme und Liebe die Menschen dann von ihr sprachen, sich jedes ihrer Worte wiederholten, jeden ihrer Blicke mit lebhafter Freude wieder zu zeichnen suchten! — Warlich, ihr Großen der Erde, ihr habt die leichtesten Mittel in Händen, euch geachtet, euch geliebt, ja, euch angebetet zu sehen, leichtere, als sie der Privatmann hat. Nur eines freundlichen Blickes, nur eines gefälligen Wortes bedürft ihr ja, um die Liebe, die Treue, die wärmste Anhänglichkeit eurer Unterthanen zu erlangen; und dennoch, dennoch versäumt der größte Theil von euch diese Mittel zu ergreifen, und giebt sich dagegen die peinlichste und zugleich die undankbarste Mühe, einen heiligen Schein, blendenden Flitterstaat und Glanz um sich her zu verbreiten, und sorgfältig zu erhalten, daß man ja die dahinter doch hervorscheinenden, schwarzen Flecken nicht gewahre. In der That, es zeigt von großer Schwäche,

wenn ein Regent in unsern Tagen sich durch solchen Tand, Werth und Ehrfurcht in den Augen seiner Unterthanen zu verschaffen gedenkt. Die Zeiten sind vorüber, wo man sich dadurch blenden und in seinem Urtheile irre leiten ließ. Jetzt sieht man durch diese Strahlen durch, und beurtheilt den, durch die Ordnung der Dinge über sich erhobenen Menschen nicht mehr nach dem Aeußern, sondern nach seinen Handlungen, und läßt ihm dann gewiß Gerechtigkeit wiederfahren. Gegen solche Beurtheilungen helfen auch alle Mittel nicht mehr, welche Furchtsame, ihrer Schwächen und Fehler sich Bewußte anwenden mögen. Man unterdrücke Preßfreyheit, man lege Stillschweigen auf, und verpöne das Sprechen über den Regenten und seine Handlungen, wie man wolle, das hilft alles nichts, man wird um so neugieriger werden, und früher oder später doch die Wahrheit an das Licht ziehen. Handelt dagegen so, daß eure Werke das Licht nicht zu scheuen brauchen. Tritt dann auch ein Schwätzer, oder ein Beleidigter auf, und will seine Stimme gegen euch erheben, so wird man ihm nicht glauben, und eure Vertheidigung im Gegentheile übernehmen.

Es hat mich nie gereut, diesen Umweg auf meiner Wanderung gemacht zu haben, und in Hoym gewesen zu seyn, denn ich lernte eine Fürstenfamilie

kennen, die mit der Würde ihres Standes die glücklichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu vereinigen weiß, und nur dann ihre Fürstengröße nutzt, wenn sie ihr die Vortheile, hülfreiche Hand zu leisten, darbietet.

Ich trennte mich hier wieder von meinem Freunde, und setzte nun meinen Wanderstab gen Quedlinburg.

Quedlinburg.

Quedlinburg liegt zwey Stunden von Hoym. Es präsentirt sich in der Ferne überaus gut. Eine Menge Kirch- und Stadtmauerthürme (ich zählte ihrer 17) und das sehr hoch liegende Schloß, dessen vieleckige Form man von weiten nicht gewahr wird, machen, daß man ihr, bevor man ihre Eingeweide gesehen, einen viel höhern Rang in der Reihe großer Städte anzuweisen Willens ist, als wenn man sie erst näher kennen gelernt hat. Enge, krumme, schlecht gepflasterte Straßen, in welche hohe, alte Gebäude kaum des Tages Licht fallen lassen, findet man überall, die Neustadt ausgenommen. Hierzu gesellt sich ein widriger, ekeler, die Luft verpestender

Geruch, welcher mit dem Eintritte in das Thor anfängt, und die Folge der vielen Brandteweinbrennereyen ist, daß man in Wahrheit genöthigt wird, sich die Nase zuzuhalten. Der Quedlinburger Brandteweinsbrenner, welcher in dieser Atmosphäre geboren und erzogen wurde, empfindet freylich nichts widriges, indem er diese von Spülleichs-Ausdünstungen schwangere Luft einathmet, im Gegentheil mag ihm wohl der Genuß derselben eine Art von Wohlbehagen einflößen; aber für einen, an reine Luft gewöhnten Menschen ist es unerträglich, und mir war es daher kaum möglich, ohne mir mit einem Tuche den Geruch zu benehmen, bis zum Gasthofe zu gelangen. Wer dieses etwas übertrieben finden möchte, wird mir gewiß glauben, wenn ich ihm sage, daß gerade die Hitze an diesem Tage sehr groß war, die Luft gleich heißen Wellen langsam hin und her wogte, und daher die stinkenden, faulenden Dünste noch dicht zwischen den Häusern ruhten, und von keinem Winde fortgeführt wurden.

Dies waren also die ersten Annehmlichkeiten, welche mir beym Eintritte in dieses Stift zu Theil wurden, und die eben nicht so geeignet waren, daß ich eine gute Meynung davon hätte erhalten können. Wir werden sehen, ob das Ganze harmonirt.

Quedlinburg liegt am Fuße der Unterharz-Gebirge, drey Stunden von Halberstadt. Die Bode

fließt durch, und theilt es in die Alt- und Neu-Stadt, welche mit den Vorstädten zusammen eilf Thore haben. Die Zahl der sämmtlichen Wohngebäude beläuft sich auf 1560, und die der Einwohner über eilftausend. Ihre Hauptnahrung ist Brandteweinbrennerey, Viehzucht, Ackerbau überhaupt, und besonders Gartengemüse-Bau. Gegenwärtig sind ungefähr 30 Brandteweinsblasen noch gangbar, ehedem gewiß noch einmal so viele, wo noch nicht so häufig in der umliegenden Gegend gebrannt wurde, wie jezt. Das hiesige Gemüse ist von vorzüglicher Güte, und wird in die ganze umliegende Gegend, besonders aber in die kältern Harzgegenden verkauft. Der Boden ist sehr ergiebig, und wo er es nicht ist, haben die Einwohner Dünger genug, ihn zu einer reichen Erndte zu zwingen.

Im Ganzen genommen, herrscht viel Wohlhabenheit unter den Bürgern, welches auch ihr Aeußeres zeigt, indem es meistens korpulente, vollwangige, schwammige Körper sind, die sich auf ihre S*chwiene*, *Oßen* und *Brannewiensblasen* nicht wenig zu gute thun. Ihr Denken und Empfinden reduzirt sich stets auf ihr Metier. Dieses zu beobachten, hatte ich gleich in der ersten Stunde meiner Ankunft Gelegenheit. Ich stand am Fenster im Gasthofe, und neben mir zwey jener wohlbeleib-

ten Bürger, als ein mittelmäßiger Staatswagen vorüber fuhr. Auf meine Frage, wer das sey? antwortete einer: „der Geheimerath Arnstedt.“ Dieses gab Gelegenheit, einiges über denselben zu sprechen, welches Gespräch der dickste der beyden endlich damit schloß, daß er ausrief: „ach, was well denn där, där hät je nich einmol en Schwien!“ Ich konnte nicht umhin, ihn herzlich anzulachen, welches er für Beyfall seiner Aeußerung aufnahm, und hinzusetzte: „S'es wohr, sei konnens glaube.“

Das andere Geschlecht ist meistens fein gebildet; ich sah sehr viel regelmäßige, hübsche Gesichter, und besonders unter der Bürgerklasse. Luxus herrscht durchgehends bey ihnen.

Geselligkeit und Harmonie sind in Quedlinburg eben nicht zu hause. Es haben sich zwar mehrere Zirkel unter den Vornehmern der Stadt gebildet, in die zu gelangen es aber schwer hält, wenn man keine Bekanntschaften hat. Man kann diese Zirkel so angeben: 1) der adliche; dieser besteht aus den wenigen armen Edelleuten, welche hier wohnen, und wovon der größte Theil pensionirte Officiere sind. 2) Der bürgerliche, der die Kaufleute und karakterisirten Personen in sich faßt. 3) Der der Brandteweinbrenner, welcher der zahlreichste ist. Diese drey Abschnitte bemerkt man sichtlich, und die

Grenzlinien zwischen denselben werden streng beobachtet. Oeffentliche Belustiguugsorte giebt es gar nicht, denn die in den Gasthöfen befindlichen Billarde kann ich nicht hierher rechnen.

Die jezige Aebtissin des Stifts Quedlinburg ist die Schwester des vorigen Königs von Schweden. Sie ist schon ziemlich bey Jahren, aber ein redender Beleg zu dem Sprüchworte: Alter schützt vor Thorheit nicht. Nicht immer hält sie sich hier auf, sondern nur von zwey zu zwey Jahren, wozu sie die Statuten des Stifts nöthigen sollen. Ihre Einkünfte betragen jährlich an 30000 Thaler. Ungeachtet sie nun außerdem noch als Prinzessin von Schweden eine ansehnliche Appanage genießt; so reicht das doch nicht zu, denn ihr Hofstaat ist nicht klein, und ihre Lebensart, besonders in Rücksicht der Tafel, eben nicht eingeschränkt. In ihrem Gefolge, das meist aus Schweden besteht, befinden sich, außer dem weiblichen Personale, immer sechs bis acht Grafen oder Edelleute, gewöhnlich schöne, wohlgebaute Männer. Man muß gestehen, daß die Frau Aebtissin bey dieser Auswahl viel Geschmack zeigt; schade ist es daher, daß sie selbst nicht der Knopf auf diese schöne Sammlung ist.

Von ihren beträchtlichen Einkünften bleibt, ungeachtet sie außer ihrem Hofstaate keine Diener zu

besolden hat, nicht ein Heller übrig, ja, oft ergiebt sich noch ein starkes Deficit in der Casse. Sie läßt aber auch, troß einem zwanzigjährigen Erbprinzen, wacker aufgehen. Vor einigen Jahren kam sie auf die Idee, nach Rom zu reisen, ob aus Neugierde, den Pabst zu sehen, oder aus andern Ursachen, wie man sich ins Ohr flüsterte, will ich nicht untersuchen; kurz, sie zog gen Rom, und zwar als Frau Aebtissin, im lichtesten Glanze, von ihren sämmtlichen Gesellschaftern begleitet. Daß hierzu eine ansehnliche Summe erforderlich war, läßt sich berechnen. Da sich diese aber nicht in der Casse vorfand, so mußte sie geborgt werden. Hierzu fand sich nach langem Suchen endlich die Halberstädter Bank bereit, welche ihr dreyßig tausend Thaler vorstreckte, und deshalb auf die Einkünfte des Stifts verwiesen wurde. Die ganze Reise kam ihr auf hundert tausend Thaler zu stehen, welche gewiß noch nicht ganz bezahlt sind.

Die Quedlinburger sind eben nicht gut auf sie zu sprechen. Sie haben zwar mehr Nahrung durch ihre Gegenwart, müssen aber immer sehr lange auf die Bezahlung warten.

Wenn sie in Quedlinburg gegenwärtig ist, residirt sie auf dem Schlosse. Ihre dermalige Abwesenheit machte es mir möglich, dasselbe zu besehen.

Es liegt auf einem hohen Felsen im Westendorfe, einer Vorstadt Quedlinburgs, und ist kein reguläres Gebäude, sondern ein zusammengeflicktes Gemengsel von kleinern und größern Häusern, welche die verschiedenen Bewohnerinnen desselben in eben so verschiedenen Geschmacks-Arten hinzu fügten, nachdem es ihre Bequemlichkeit oder Laune verlangten. Die Kirche allein ist regulär gebaut, und es scheinen daher alle übrige Gebäude und Gebäudchen, welche sie umgeben, nur Anhänge von ihr zu seyn. Daß bey solchen Umständen das Innere des Schlößchens nicht minder eckig und winkellig seyn kann, ist natürliche Folge. Bald geht man einige Stufen hinauf, bald hinab; hier sind die Zimmer überaus hoch, dort so niedrig, daß ein großer Mensch darin anstößt; hier sind große Fenster, dort kleine u. s. f.

Die Zimmer, welche die Aebtissin bewohnt, bestehn aus einem Speisesaale, einem Vor-, einem Audienz-Zimmer, und drey kleinen Piecen. Im Audienz-Zimmer steht unter einem Baldachin ein großer Stuhl, welches ein Thron seyn soll, und worauf die Frau Aebtissin sizt, wenn es etwas gilt. Von ihm aus laufen, auf dem getäfelten Fußboden hin, eingelegte Strahlen, die durchs ganze Zimmer hindurch schießen, und wahrscheinlich den Heiligen-Schein vorstellen sollen, welcher gleichsam stets von

diesem Orte ausströmt. Ich wünschte es mir beym Anblicke dieses Thrones recht lebhaft, die Frau Aebtissin hier einmal sitzen zu sehen; denn ich glaube, daß sie dann auffallende Aehnlichkeit mit der strahlenden Fee in Schikaneders Zauberzitter, oder mit einem Mutter-Gottesbilde haben muß, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Nimbus oben, hier aber unten hinaus sich ergießt.

In eben diesem Zimmer steht auf einem Tische die größte Merkwürdigkeit Quedlinburgs, nemlich einer der sechs bekannten Wasserkrüge, worin Christus bey der Hochzeit zu Kana in Galiläa das Wasser in Wein verwandelte. Bey der Erblickung dieses Kruges vergaß ich die Frau Aebtissin sammt ihrem Heiligen-Schein, und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf ihn. Seine Form ist folgende: der Hals ist kurz, doch so weit, daß ein mäßiger Menschenkopf hinein kriechen könnte; der Bauch ruht auf einem kurzen Fuße; an beyden Seiten sind gewundene Henkel, wovon jedoch einer abgebrochen ist, den man in Kölln haben soll; seine Höhe ist sechszehn Zoll; acht Linien, welche Weite er auch hat, und zwey und zwanzig bis drey und zwanzig Berliner Maaße faßt. Wer sich eine deutlichere Idee davon machen will, der sehe die Abhandlung von den Alterthümern des Stifts Quedlinburg von Wall-

mann nach, worin sich eine etwas verzeichnete Abbildung davon befindet. Ueber die Masse desselben ist man noch nicht einig; viele halten sie für Alabaster, viele für eine Art ausländischen Marmors. Mir schien es Speckstein zu seyn; die honiggelbe Farbe, das Durchsichtige und Fettige derselben läßt es wenigstens muthmaßen.

Dem Kruge seine einmal erhaltene Celebrität zu rauben, das heißt: zu beweisen, daß er nichts weniger als eines der sechs wundervollen Gefäse sey, welche auf der Hochzeit zu Kana gewesen, möchte ich um keinen Preis unternehmen, wenn ich auch dazu die triftigsten Beweise in Händen hätte, denn ich müßte fürchten, die ganze Stadt Quedlinburg gegen mich aufzuwiegeln; allein ich halte auch die Sache nicht für so wichtig, um eine Untersuchung der Art anzustellen, welches auch zwey Quedlinburger Gelehrte, Hr. Wallmann, in der oben angeführten Abhandlung, und der Magister Wineke, bereits gethan haben. Der lezte beweißt, daß es keiner der Krüge sey, der erste widerlegt ihn, und ich will mit Vergnügen zugeben, daß sie beyde recht haben. Wallmann sagt übrigens, daß es ein Geschenk Otto des Großen sey, welcher ihn mit aus Italien gebracht habe, und er bestimmt sogar das Jahr 973 als den Zeitpunkt, wo er hierher gekommen sey. Dem sey

nun wie ihm wolle, der Krug ist immer merkwürdig und sehenswerth, sey er aus Kana, oder ein Hausgeräthe der Aebtissin Mathilde, oder ein römisches Gefäs, wofür ich es zu halten mich erdreuste.

Ich hatte das Ding von allen Seiten besehen, hatte daran gewischt, geleckt, gerieben und gerochen, als ich erst hinein sah, und — Federbälle, nebst den dazu gehörigen Schlag-Netzen darin entdeckte. Ich mußte über die neue Bestimmung dieses heiligen Gefäses, über die Entheiligung desselben, durch solche profane Spielwerkzeuge, lachen, und wendete mich schon davon, als mein Führer mir noch sagte: daß einst zwey und dreyßig tausend Thaler für den Krug geboten worden wären, man ihn aber nicht habe hingeben wollen; jezt, fügte er hinzu, dürfte man sich freylich wohl nicht lange besinnen, wenn auch ein geringeres Gebot gethan würde.

Die eigentlichen Wohnzimmer der Aebtissin stoßen an dieses Audienzzimmer. Sie sind, wie gesagt, klein, und im Grunde für eine königliche Prinzessin zu schlecht. Ihre Mängel hat indessen die Besitzerin durch ein prachtvolles Ameublement, durch eine üppige Verschwendung zu bergen gewußt. Man übersieht die Kleinheit des Raums, das Niedrige und Winkellige der Zimmerchen, und weilt mit unwillkührlichem Blicke auf den, mit einer schwelgeri-

schen Ueppigkeit überall angebrachten Ottomannen, Sofa's und Kanapee's, und wird nur durch die Heiligkeit der Person, welche hier residirt, von dem sich unwillkührlich herbeydrängenden Gedanken abgehalten, daß alle diese Faulbetten zu romantischen Zwecken, zum Ableiter süßer Ohnmachten, zum Genuß, hier stehen. So ungefähr, dachte ich, als ich mich auf dem überaus schönen, spiegelglatten Fußboden herum drehte, so ungefähr muß es im Serail des Großsultans aussehen, und wünschte in dem Augenblicke die Frau Aebtissin mit ihrem zahlreichen, weiblichen Gefolge herein, um das Bild vollkommen zu erblicken, um sie für die Cirkassierinnen dieses Harems halten zu können.

Die mürrische Miene des Laquais, der mir alle diese Schönheiten zerlegte, und genau angab, was davon aus Sweden hierher gebracht worden sey, und den ich, zur Vollendung meines Bildes, für den Obersten der Verschnittenen hielt, machte, daß ich früher, als ich eigentlich Willens war, ging.

Dies waren die einzigen guten Zimmer des ganzen Schlosses; alle übrige sind altfränkisch gebaut und verziert. In dem Zimmer, wo das Konventikel des Stifts gehalten zu werden pflegt, sah ich Heinrich I Bild in Lebensgröße. Der Mann hatte da eine schöne, erhabene Miene, die ich jedoch nicht

für authentisch halten will, indem das Bild vor einigen Jahren erst aufgefrischt wurde, wobey doch gewiß die Aehnlichkeit gelitten haben muß. Man zeigte mir hierauf das Wohn- und Audienzzimmer der ersten Aebtissin dieses Stifts, welche man der Seltenheit wegen unverändert läßt. Nicht auffallender möchte wohl der Wechsel des Geschmacks in Verzierung der Zimmer seyn, als wenn man eine Vergleichung zwischen diesen und den Zimmern der jetzigen Aebtissin anstellt. Statt der großen Spiegelscheiben, kleine runde Teller-Scheiben; statt des getäfelten Fußbodens, ein kalter Gypsguß; statt der wollüstigen Ottomannen und Ruhebetten, hölzerne Bänke an den Wänden, wo freylich das Fleisch und Blut mehr gegeiselt wurde; statt der schwedischen Thürstücke, erbauliche Verslein und Sprüche aus der Bibel, an den Fensterrahmen herum zierlich angebracht; statt der großen doppelten Flügelthüren, kleine im altdeutschen Geschmacke, durch die eine Dame unserer Modewelt nur gebückt durchgehen kann, und so weiter. Selbst die Bettstelle zeigt man noch vor, deren sich die Bewohnerin dieser Kajüte bedient haben soll.

Die Aussicht aus jedem Fenster des Schlosses ist sehr angenehm und weit. Besonders ist es die nach den Harzgebirgen hin, deren Kette man bis nach

Werningerode hinauf verfolgen kann. Selbst der Blick auf die Stadt, deren Häuser so dicht zusammengedrängt liegen, ist interessant.

Die Stiftskirche ist sehr geräumig und hell. Eben als ich hinein trat, plärrten einige Knaben die Hora gegen die leeren Bänke, welches täglich zweymal geschehen muß. O! über die unnützen, zwecklosen Gebräuche, deren Form wohl noch die alte, deren Zweck aber jezt ganz umsonst ist, und nicht ihrer ursprünglichen Stiftung mehr entspricht, rief ich aus, und drehte mich wieder hinaus, um nun das für mich wichtigste und merkwürdigste auf diesem Schlosse, Heinrich I Grab, zu sehen. Eine fromme Empfindung durchlief mich, als ich in den Münster der Kirche trat, in welchem die Gebeine dieses großen, dieses seltenen Mannes, neben den seiner Gattin Mathilde, ruhen. Mit Ehrfurcht nahte ich mich der simpeln Steinplatte, welche sie deckt, und lange weilte mein starrer Blick auf diesem Orte, wo nach langen Kämpfen und Ringen Heinrich verweste. Eine heilige Stille, ein heiliges Dunkel herrschte um mich her, lagerte sich auf allen Gräbern der Erblaßten, welche hier schlummerten, und nichts unterbrach das Schauerliche dieses Orts, noch die Reihe von Bildern der Vorwelt, welche mir vorschwebten. Es war mir, als öffnete

sich das Grab, als entstiege der Kaiser der finstern Gruft, als sähe ich ihn in seinem Talar, mit der Krone geschmückt, mit seinem Blick voll Edelmuth auf mich herabsehen, als umwehte mich der Hauch seiner Lippen, die er zu öffnen schien, — da bebten meine Glieder, da sträubte sich mein Haar, da starrte mein Blut, — ich wankte, — that einen Schritt zurück, und — weg war das Fantom, das ich nun nochmals zurück wünschte.

„Was ist Ihnen?“ fragte mein Führer, der mich glücklicherweise bis jezt in meinen Träumereyen nicht gestört hate.

„Nichts, gar nichts,“ entgegnete ich, „ich bin nur etwas ermattet,“ — und sezte mich auf Heinrichs Grab nieder. Die Platte ist ursprünglich von Marmor, aber durch die Länge der Zeit so zersprungen und verdorben, und durch eine unweise Besorgniß mit Kalk wieder zusammen gefügt worden, daß man wenig noch von dem Marmor sieht. Sie ruht auf vier hölzernen, eine viertel Elle hohen Füßen, deren Aechtheit ich bezweifeln muß, und deren Bestimmung ich nicht absehe. Rings um dies Grab her, erblickt man noch viele Gräber, mehrentheils von Aebtissinnen aus den frühesten Zeiten, auf deren Steinplatten man meist die Inschriften noch deutlich lesen kann.

Ich verließ diesen merkwürdigen Ort nicht ohne Rührung, aber auch nicht, ohne den Wunsch lebhaft zu fühlen, daß man ihn mehr ehren, und das Grab dieses deutschen Kaisers mehr als ein Heiligthum betrachten möchte, als geschieht; denn das Gewölbe, worin es sich befindet, diente leider! zu einer Art von Polterkammer.

Von dieser Stelle, welche für mich wahre Heiligthümer enthielt, wurde ich in die sogenannte Zitter oder Sytere, ein kleines, niedriges Kreutzgewölbe in der Stiftskirche geführt, wo eine ganze Menge rarer Sachen als Heiligthümer aufbewahrt werden. Mit einer Miene voll der größten Wichtigkeit öffnete der Aufseher derselben die Thür des Gewölbes, und da fiel mir der irgendwo gelesene Gedanke ein:

Dann führte uns der Prior weiter,
Und blieb vor einem Schranke stehn,
Und zeigte uns ein Stückchen von der Leiter,
Die Jakob einst im Traum gesehn.

Denn auch mein Prior blieb vor einem Schranke stehn, und nahm ein Stück nach dem andern heraus, mir es zu zeigen. Ich lasse sie hier folgen, wie ich sie sah.

1) Ein Stück von dem Roste des heiligen Laurentius.

2) Ein Stück von den Windeln Christi; war sehr schmutzig, und roch übel.

3) Den Finger des Apostels Johannes, womit er auf Christum gewiesen; in der That ein nettes Fingerchen.

4) Ein kristallnes Fläschchen mit Milch, von der Mutter Maria, welche, ungeachtet der Länge der Zeit, noch nicht geronnen und zu Käse geworden war.

5) Verschiedene Knochen von der heiligen Korona, welche ein derbes Grasmensch gewesen seyn muß.

6) Ein Stück Holz vom Kreuze Christi. Von diesem habe ich schon an mehrern Orten Stücke gesehen, und muß gestehen, daß dies Kreuz von ungeheurer Größe gewesen seyn muß, wenn diese Ueberbleibsel alle ächt seyn sollen. Das hiesige soll indessen auch die Eigenschaft haben, Zahnschmerzen zu heilen, so wie die übrigen.

7) Etwas Erde vom Berge Golgatha. Dieser will ich die Aechtheit nicht absprechen, denn der Berg war groß.

8) Ein Haarzopf der Maria Magdalena, womit sie Christum die Füße getrocknet hat.

9) Ein Theil des Rohres, womit man Christum schlug.

Doch, genug des Tands. Ich breche hier ab, denn wollte ich alle die Knochen und Gebeine, welche heilig seyn sollen, und mir gezeigt wurden, hier aufführen, so würde es meinem Herrn Verleger das Honorar für einen ganzen Bogen noch kosten, und verbürgen könnte ich es doch nicht, ob sie nicht sämmtlich vom ersten besten Hochgericht hierher genommen wurden.

Alle diese verehrungswerthen Kochen, und respective Windeln und Haare sind indessen sehr alt, und von den Kaisern Heinrich I, Otto dem Großen, dem zweyten und dritten hierher geschenkt worden, welches ihnen allenfalls noch einigen Werth zu geben vermöchte.

Von reellerem Werthe, und einer größern historischen Wichtigkeit, als diese Possen, waren mir aber folgende Sachen:

1) Ein goldener Bischofsstab, den Kaiser Otto III im Jahre 999 seiner Schwester, der Aebtissin Mechthilde, aus Italien nach Quedlinburg schickte; ein Stück von außerordentlichem Werthe, woran eine Menge des gediegensten Goldes verschwendet ist. Er ist 2½ Elle lang, oben mit einem langen Haken versehen, und wurde sonst bey jeder Investitur einer Aebtissin gebraucht.

2) Zwey elfenbeinerne, mit Gold und Silber beschlagene, inwendig damit ausgefütterte, und mit den seltesten edlen Steinen ausgezierte Kästchen, welche Otto der Große und Heinrich I mit Reliquien hierher schenkten.

3) Drey Plenarien oder Meßbücher auf Pergament geschrieben, und prächtig eingebunden, ebenfalls ein Geschenk dieser Kaiser.

4) Ein Kamm Heinrich I, mit einem goldenen Griffe und guten Steinen versehen.

Zum Beschluß alles dessen, was ich auf diesem Schlosse gesehen hatte, bat ich noch, mir das Grab der bekannten Gräfin von Königsmark zu öffnen, welche vor ungefähr hundert Jahren Pröbstin von Quedlinburg wurde, nachdem der liebelnde Churfürst, Friedrich August von Sachsen, das schuldlose Weib entehrt, und seiner unersättlichen Begierde aufgeopfert hatte; allein, man versagte mir diesen Anblick, aus welcher Ursache? kann ich nicht sagen. Vielleicht, daß es die jetzige Aebtissin, als Landsmännin der Königsmark, nicht gern will. Nach dem, was man mir davon sagte, sollen durch die gute Einbalsamirung des Körpers, die Gesichtszüge dieser sonst so hoch gepriesenen Schönheit,

und vorzüglich die schöne Nase, noch ziemlich sichtbar seyn.

Das Rathhaus der Altstadt in Quedlinburg steht am Markte, von welcher Seite es sich am besten präsentirt. In der unbedeutenden Bibliothek, welche sich darin befindet, sah ich einen Menschenkopf und zwey Hände des rechten Arms, woran die Daumen fehlten, welches noch Glieder der Verschwornen seyn sollen, die im Jahre 942 Kaiser Otto den Großen in Quedlinburg ermorden wollten, aber entdeckt und hingerichtet wurden. Es sind diese Reliquien wahrscheinlich gebacken worden, um sie länger aufbewahren zu können. Ferner zeigte man mir eine Streitaxt, ein Paar Sporen, und noch andere Sachen, welche einem Grafen Albrecht von Reinstein gehört hatten. Auf dem Boden des Rathhauses sah ich auch den Käfig, in welchem die Quedlinburger eben diesen Grafen ein Jahrlang eingesperrt hielten. Ich werde hernach mit mehrerm von dieser Gräuelthat reden, und hier nur die Beschaffenheit desselben angeben. Es ist dieser Kasten meist viereckig, nemlich sieben Fuß hoch, acht Fuß breit, und neun Fuß lang, von sehr starken eichenen Bohlen verfertigt, welche durch viele eiserne Bänder zusammen gehalten werden. Vorn ist eine kleine Thür, wo ein Mensch hineinkriechen, und welche mit zwey

starken eisernen Quer-Riegeln verschlossen werden kann. An der Hinterseite sind einige kleine Löcher, wo wahrscheinlich die Speise hineingereicht wurde, und inwendig in einem Winkel ist auch ein Abtritt angebracht. Aus diesem Kerker zu entkommen, war ohne Instrumente eine pure Unmöglichkeit, und schrecklich muß des armen Albrechts Zustand gewesen seyn, da er nicht besser logirt war, als in jedem gewöhnlichen Schweinekofen. Ich muß gestehen, daß mich eine Art Entsetzen packte, daß mein Blut sich empörte, als ich dies Gefängniß betrachtete, und mir die Lage Albrechts, sein Bitten, sein Flehen, die Thränen seiner Lieben, das Jauchzen des Volkes, das rachgierige Schreyen und Jubeln des wilden Haufens vergegenwärtigte, welches diesen Ort erfüllt haben mag, als man ihn hinein brachte. Unwillig kehrte ich mich von diesem Orte weg, den unmöglich ein Quedlinburger betreten kann, ohne die Rathgeber jener Bestrafung zu verwünschen, ohne mit gerechtem Unwillen über diesen aus der Geschichte seiner Stadt unvertilgbaren Schandfleck, über dieses sprechende Bild der Barbarey und Rohheit jenes Zeitalters erfüllt zu werden.

Einer der angenehmsten Spaziergänge um Quedlinburg, oder besser gesagt, der einzige öffentliche und angelegte Spaziergang ist der Brühl. Er be-

steht aus acht, in der Form eines Sternes zusammenlaufenden Alleen von hohen Linden nnd Buschholz, das mit sich schlängelnden, finstern Gängen durchschnitten ist. Im Frühjahre besonders ist er wegen der vielen Nachtigallen, welche darin nisten, ein sehr angenehmer Aufenthalt. Die Frau Aebtissin sorgt für die Unterhaltung dieses Quedlinburgischen Tempe's, da auch sie häufig darin lustwandelt, um der erfrischenden Kühlung, welche hier zu jeder Tageszeit herrscht, zu genießen. Vor ihrer Regierung fragte Niemand darnach, was in diesen Alleen vorgenommen wurde; man betrachtete den Brübl, da es ein offener, nicht eingezäunter Fleck ist, als einen Ort, wo alles Anständige zu handhaben erlaubt sey, und Freunde des Tabacksrauchens genossen daher auch dieses schuldlose Vergnügen. Allein, kaum war die schwedische Prinzessin hierher gekommen, und hatte auf dieser Promenade den Dampf einer brennenden Pfeife gewittert, als sich ihr ganzes Nervensystem dagegen sträubte, und schnell diese unartige Gewohnheit hier zu äußern, mit folgenden Worten, welche an allen Eingängen des Brühls, auf gedruckten Zetteln, zu lesen sind, untersagt wurde:

Alles Tabacksrauchen, unanständige Singen und Lärmen, Beschädigen des Gebüsches, Fahren und Reiten, Durchtragen des Holzes

und der Körbe, (was kann das wohl einer Promenade schaden?) ingleichen das Schubkarrenfahren *), wird bey nachdrücklicher Strafe verboten.

Ich bin gewiß, daß seit dem Erscheinen dieses Machtwortes, mancher Freund des Tabacks, der die Reize desselben, besonders in freyer Luft, empfindet, den Brühl seltener besucht, da er sich ein Vergnügen versagen muß, durch das dieser Ort vielleicht erst Reize für ihn erhielt. Und es ist in der That etwas kleinlich gedacht, wenn man die Handlungen der Menschen, bis auf solche unbedeutende Dinge herab, einschränkt, die besonders hier keinen Schaden stiften können. Es erregt gewiß kein gutes Blut, sich so gepreßt sehen zu müssen, und erweckt schwerlich Liebe gegen die Regierung, welche solche Befehle giebt. Ich bin überzeugt, daß kein Quedlinburger seine Pfeife im Munde behalten haben würde, wenn ihm die Frau Aebtissin begegnet wäre. Daß man sich aber so geduldig diesem Befehle fügt, ist um so mehr zu bewundern, da man doch Stärke genug besaß, sich einem andern ihrer Befehle zu widersetzen, und den Sieg davon trug. Sie war nemlich kaum in

*) Während ich dies las, fuhren zwey Schubkarren vor meinen Augen durch.

Quedlinburg angekommen, als sie Jedermann, der nicht zu ihrem Gefolge gehörte, den Zutritt in den Brühl untersagen ließ. Welche Ursachen sie hierzu bewegen mochten, und warum sie ohne Zeugen, in ungestörter Ruhe, dieses Ortes Reize genießen wollte, weiß ich nicht; kurz, sie wollte es so. Allein die Quedlinburger widersetzten sich mit Recht diesem Befehle, und drangen glücklich durch. Wäre die Frau Aebtissin mit der Geschichte ihrer Vorfahrinnen bekannter gewesen, so würde sie gewußt haben, daß der Brühl ursprünglich eine Besitzung der Stadt gewesen, und von einer Aebtissin derselben gewaltsam entrissen, und mit Holz bepflanzt worden ist, und dann würde sie gewiß keine Gelegenheit gegeben haben, um die Stadt an ihre uralten Rechte an den Brühl, auf eine solche unangenehme Art zu erinnern, sondern vielmehr alles vermieden haben, was eine solche Erinnerung hätte erzeugen können; aber, was kümmert sich die Frau Aebtissin um die Geschichte ihres Staates!

Neben den Alleen des Brühls ist auch noch eine neuere Anlage von allerley Bäumen, Sträuchen, Bänken und Brücken, und durch das Ausstechen eines zwey Schuhe breiten Grabens, um ein Häufchen Erde, ist auch ein Plätzchen entstanden, das die Insel heißt, dessen Oberfläche ein Tisch und eini-

ge Bänke einnehmen, und welches nur geschaffen zu seyn scheint, um ein gebogenes Brückchen mit Treppen auf und nieder, anbringen zu können. Daß man doch mit Mutter Natur immer am liebsten tändelt und spielt — und sie verhunzt!

Der Schloßgarten, zu welchem eine der Alleen des Brühls führt, ist von keiner Bedeutung, und in gar keinem Geschmacke bearbeitet; doch zeigen noch die hin und wieder emporstrebenden Ruinen gedrechselter Tannenbäume, und schnurgerecht gezogener Hecken, daß der holländische hier einst herrschte.

Quedlinburg, das einst so blühende, von Kaisern und Fürsten geehrte Quedlinburg, von wo aus Heinrich der Erste, Otto der Erste und der Dritte, Heinrich der Fünfte Deutschland regierten, das im Hanseatischen Bunde sein Haupt so hoch empor heben, und Kaisern und Fürsten sich zu widersetzen wagen durfte, ist jetzt bey weitem nicht mehr das, was es war, spielt nicht mehr die Rolle, in welcher wir es in den Zeiten der fränkischen, sächsischen und hohenstaufenschen Kaiser erblicken, wird so leicht nicht wieder solche glänzende Feste, solche prachtvolle

Feyerlichkeiten in seinen Mauern sehen, wie in jenen Zeiten gar nicht selten waren, und möchte wohl nie wieder in so vielfache Kriege verwickelt werden dürfen, an welchen es sonst Theil nahm.

Als noch die Kaiser ihre Residenzen bald hier, bald da hatten, war Quedlinburg auch oft eine solche Pfalzstadt. Große Vortheile zog sie von dieser Gegenwart des Reichsoberhaupts; Handel und Verkehr hoben sich merklich dadurch, und die öftere Freygebigkeit solcher Regenten verschaffte ihr Vorrechte und sonstige Begünstigungen, welche ihr außerdem nicht zu Theil geworden wären. Aber auch nachtheilig waren ihr solche Besuche, und sie litt oft sehr hart. So mußte sie, zum Beyspiel, unter Heinrich dem Vierten und Fünften, eine Belagerung erdulden, und unter Friedrich dem Zweyten, bey den Zwistigkeiten zwischen diesem und seinem in Bann gethanen Vorgänger, Otto dem Vierten, viel leiden. Ekbert von Braunschweig belagerte sie 1088; die so verderblichen Kriege der Sachsen, wider den Kaiser, schadeten ihr sehr, so wie sie auch zu Heinrich des Löwen Zeiten viele Drangsale ausstehen mußte. Besonders oft hielten sich die Kaiser, Heinrich der Erste, Otto der Erste und der Dritte, und Heinrich der Vierte hier auf, und nie versäumten sie, das Osterfest daselbst zu feyern. Während

dieser Zeit ereigneten sich hier Vorfälle, wurden Verhandlungen und Beschlüsse gefaßt, welche in der Geschichte der teutschen Kaiser stets denkwürdig bleiben werden. Hier gab Otto der Erste, als er im Jahre 973 aus Italien zurück kam, den Gesandten der Ungarn, Polen, Wenden, Dänen, Bulgarier, Böhmen, Griechen, und anderer Nationen, am Osterfeste Audienz; hier berief Otto III im Jahre 1001 eine Kirchenversammlung zusammen; hier söhnte sich 1003 Heinrich II mit seinem Nebenbuhler um die Kaiserkrone, dem Herzog Herrmann von Schwaben und Elsaß, aus, und dieser entsagte dem Kaiserthum; hier hielt Herrmann, Heinrichs IV Gegenkaiser, eine große Kirchenversammlung, wo der päpstliche Bann gegen denselben wieder bestätigt, und mehrere wichtige Beschlüsse gefaßt wurden; hier endlich versuchte es Heinrich, Herzog von Bayern, seine Ansprüche auf das Kaiserthum, unter der Vormundschaft Otto's III, in Gegenwart der sächsischen Fürsten, wiewohl fruchtlos, wieder geltend zu machen, und den jungen Otto von dem Throne zu stoßen.

Kaiser Heinrich I war besonders oft in Quedlinburg. Er, als ein so eifriger Anhänger und Diener des heiligen Hubertus, fand es zur Jagd und zum Vogelfange sehr gelegen. Eine Gegend im

Westendorfe unterm Schlosse, heißt noch jezt der Finkenheerd, so wie auch eine Stelle beym Dorfe Dittfurt, die Finkenflucht genannt wird. Villeicht war es auf dieser, damals noch unbebauten Stelle, wo Heinrich die königliche Würde angetragen wurde, die er, der Sage gemäß, eben als er mit Vogelfangen beschäftigt war, erhielt. Mathilde, seine Gattin, ein mehr als gewöhnliches Weib, nur zu sehr für alles, was Kloster hieß, eingenommen, gewann Quedlinburg ebenfalls, durch den längern Aufenthalt daselbst, lieb. Durch ihr Zureden geschah es, daß Heinrich es ihr verstattete, im Jahre 937 die Aebtissin, und einige Jungfrauen, aus dem nahgelegenen Kloster Wenthusen beym Dorfe Thale, nach Quedlinburg zu nehmen, und ein Kloster zu fundiren, welches ihr Sohn, Otto I, dann in ein Stift verwandelte, das wir noch blühen sehen.

Die Aebtissinnen dieses Stifts wurden in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz immer aus den größten Häusern gewählt. Es waren meist Töchter oder Schwestern der Kaiser. So lange dies der Fall war; so lange es das Ansehn der Kaiser stüzte, und sie es in ihren besondern Schuz nahmen, auch die Päpste es mit Inbrunst an ihrem Busen erwärmten, hob sich dies Stift immer mehr theils

in Rücksicht seiner Einkünfte, theils in Rücksicht seiner politischen Kraft. Mit verschwenderischer Freygebigkeit überhäuften es die Kaiser mit Geschenken und Vorrechten. So schenkte ihm Heinrich I, eilftausend Hufen Landes *), Heinrich II, eine Tonne Goldes, und ihren Beyspielen folgten Grafen und Herrn, um sich dadurch theils die Gunst ihres Oberhauptes zu verschaffen, und auch, der Denkart jenes Zeitalters gemäß, ihre Seelen und künftige himmlische Glückseligkeit zu befestigen. So nahmen die Einkünfte dieses Stifts immer mehr zu, seine Besitzungen erweiterten sich mit jedem Jahre, und über Städte und ganze Herrschaften regierte der weibliche Krummstab unumschränkt. Als aber die Macht der Kaiser selbst sank; als Aebtissinnen aus minder angesehenen und mächtigen Häusern gewählt wurden; als das Stift seine Schutzvögte sich selbst wählen konnte, die damit verbundenen Gerechtigkeiten sich in ein Lehn verwandelten, das oft an den Meistbietenden verfeilscht wurde; als die Kaiser nicht mehr das Interesse für das Wohl des Stifts in sich fühlten, oder auch durch wichtigere Gegenstände abgehalten wurden, die Angelegenheiten desselben zu den ihrigen zu machen; da sank sein Ansehn merklich.

*) Leibnitz rer. Brunsu. T. 2. S. 14.

Die Schutzgerechtigkeit über dies Stift, war vom Anfange an in den Händen der Kaiser. Otto der Große hatte sie sich für sein ganzes Haus, und dessen Seitenverwandte vorbehalten. Es ruht aber noch ein Dunkel darauf, wie sie ehedem und in den ersten Zeiten von einem auf den andern gekommen ist, und welche Rechte mit ihr verknüpft waren. Die Aebtissin durfte sich die kaiserlichen Richter und Beamten selbst wählen, welche die voigteilichen Geschäfte und Regalien des Kaisers in seinem Namen besorgen mußten. Um diese Stellen bewarb sich Alles, um sie buhlten die benachbarten Herzöge, Fürsten und Grafen. Mit verschwenderischer Beredsamkeit empfahl sich Jeder der Bürgerschaft und dem Magistrate, unter dem Versprechen, für das Beste der Stadt zu sorgen; denn ohne ihre Einwilligung konnte Niemand diesen wichtigen Posten behaupten, denn im Besitz derselben hatten sie die beste Gelegenheit, die Gerechtsame des Kaisers einzuschränken, und an sich zu reißen. Dagegen wendeten die Aebtissinnen eben nichts ein, waren oft wohl gar dabey behülflich. Sie selbst rißen kaiserliche Gerechtsame an sich, schmälerten die Einkünfte des Kaisers immer mehr, und endlich versiegten diese ganz in den Händen der Aebtissin und der Voigte. Ja, die Aebtissinnen beliehen in der Folge sogar mit der Erbschutzgerechtigkeit; welches indessen nicht bey

Quedlinburg allein, sondern bey den meisten andern angesehenen Stiftern der Fall war, so daß die Fürsten und Grafen Vasallen der Bischöfe wurden.

Die Bischöfe von Halberstadt hatten seit dem zehnten Jahrhunderte, wo das Quedlinburger Stifts-Gebiet ihrer Diöces entrißen wurde, einen unvertilgbaren Groll auf dasselbe. So lange die Kaiser es so mächtig schützten, konnten sie ihm nichts anhaben; so wie dies aber aufhörte, traten sie mit ihren Absichten hervor. Sie nahmen Quedlinburg einen Ort nach dem andern weg, und schmälerten dessen Gerechtsame immer mehr; bald versuchten sie es gar, sich eine Art Gerichtsbarkeit über die Aebtissin anzumaßen, und endlich warfen sie sich zu völligen Beschützern des Stifts auf. Der Bischof Albert, ein Prinz von Braunschweig, setzte es auch 1326 glücklich durch, daß ihn der Magistrat der Altstadt Quedlinburg dafür anerkannte.

Die Grafen Albert und Bernhard von Reinstein waren um diese Zeit die rechtmäßigen Richter in allen gerichtlichen Angelegenheiten, und die Schutzherrn. Natürlich blieben sie bey diesen Eingriffen in ihre Gerechtsame nicht ruhig, sondern verbanden sich mit den Fürsten von Anhalt, den Grafen von Mansfeld, Werningerode, Hohenstein, und andern, dem Bischofe die ihnen entrissene Schutzgerechtig-

keit wieder aus den Händen zu winden. Vereint griffen sie Halberstadt an, und da, wenigstens der größte Theil der Bürger Quedlinburgs, dem Bischofe Albert behülflich gewesen war; so betrachteten sie auch Quedlinburg als ihren Feind, bestürmten auch dieses von allen Seiten, verheerten die Fluren, plünderten die Dorfbewohner aus, kurz, erlaubten sich jede Gräuelthat *). Sie waren auch wirklich so glücklich, die Neustadt Quedlinburg einzunehmen, sich in den Besitz mehrerer Burgen und Vesten in der Nähe zu setzen, und so die Altstadt ganz einzuschließen. In dieser für die Stadt sehr bedrängten Lage ermannten sich die Altstädter, und schworen einmüthig ihr Aeußerstes zu ihrer Befreyung zu wagen. Sie bestürmten im Jun. 1336 mit Hülfe der Halberstädter und Aschersleber den Grafen und seine Anhänger, vertrieben ihn glücklich aus der Neustadt, und verfolgten ihn bis zur Gersdorfsburg **). Hier kam es zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Quedlinburger siegten, die Burg einnahmen, und den fliehenden Grafen Albert fingen. Keine Beute hätte ihnen willkommener seyn können, als des Ur-

*) Eine sonderbare Art der Rache nahm der Graf Heinrich von Hohnstein, indem er in Blankenburg, unter dem Halberstädter Stempel, falsche Münzen schlagen ließ.

**) Die Ruinen dieser sonstigen Veste sieht man noch eine Stunde von Quedlinburg im Felde.

hebers ihrer Drangsale selbst habhaft zu werden. Unter Jauchzen und Jubeln führten sie ihn in die Stadt, um nun ihr Müthchen an ihm zu kühlen, welches auf folgende unerhörte Art geschah:

Sie ließen einen großen Kasten von dicken eichenen Bohlen, stark mit Eisen beschlagen, machen, brachten ihn auf den Boden des Altstädter Rathhauses, und — sperrten hier den Grafen Albert hinein. Dieser Käfig ist noch jezt auf dieser Stelle zu sehen. Seine Beschaffenheit habe ich schon oben erzählt.

Wirklich könnte uns kein redenderer Zeuge der Barbarey und der Grausamkeit jener Zeiten übrig geblieben seyn, als dieses fürchterliche Behältniß. Denn wenn auch Albert für seine unsäglichen Drangsale, welche er an Quedlinburg verübte, Züchtigung verdiente; so mußte man doch immer bedenken, daß er zum Zorn gereizt, durch übermüthige Pfaffen gereizt war, und nichts verlangte, als ihn in seinen Würden zu lassen, und keine ungerechten Eingriffe in seine Gerechtsame zu thun. Nur ein so rohes Zeitalter konnte daher diese unmenschliche Behandlung, diese entehrende Strafe erzeugen, nur die zügelloseste Erbitterung eines ungebildeten Haufens sie billigen, und nur die teuflische Lust, welche der Bischof Albrecht an dieser Marter haben mochte,

nur sein Zuflüstern, den Vogel ja so bald nicht wieder entwischen zu lassen, die Wuth des Volkes zu so hellen Flammen anfachen, daß sie den Grafen Albert zwey volle Jahre in diesem Kasten fest hielten. Schon sollte diese Schandthat der Quedlinburger mit der Hinrichtung Alberts gekrönt werden, als seine Brüder ihn noch durch eine Vergleichssumme erlösten, welche darin bestand, daß Albert mehrere seiner Besitzungen an die Stadt abtreten, und auf ihre Mauern sieben neue Thürme erbauen mußte, welche noch stehen *).

Entrißen war nun den Reinsteinschen Grafen die ererbte Schutzgerechtigkeit, und der Bischof von Halberstadt erhielt sie im vollesten Umfange, zur Belohnung seines Beystandes, und seiner treugeleisteten Hülfe **).

Die Herzöge von Sachsen, welche wohl wußten, daß, der Schutzherr eines solchen Stiftes zu seyn,

*) Die Gewohnheit, daß sich angesehene Städte auf Kosten ihrer erlauchten Gefangenen Thürme zur Vertheidigung auf ihre Mauern bauen ließen, trifft man häufig an. Auch Goslar hat zwey seiner Thürme einem Grafen von Blankenburg zu danken, den die Bürger erhaschten, als er ihre Heerden wegführen wollte.

**) Voigt Gesch. des St. Quedlinburg, 2r Th. S. 130.

kein bloßer Ehrentitel, sondern der Inbegriff aller Landeshoheitsrechte war, sahen dies mit neidischen Augen geschehen; doch konnten sie lange keine Gelegenheit finden, ihren Wunsch, diese Schutzgerechtigkeit zu erhalten, in Anregung zu bringen. Herzog Rudolph II versuchte es zwar einigemal, würkte sogar ein Rescript des Kaiser Karls IV an die Aebtissin aus, worin dieser befohlen wurde: den Rudolph mit der Voigtey zu beleihen; allein, dies fruchtete nichts. Endlich aber trat der Zeitpunkt ein, wo Sachsen das mit Gewalt nahm, was man ihm nicht gutwillig geben wollte. Es wurde nemlich eine sächsische Prinzessin Hedwig, Aebtissin. Hierdurch glaubten ihre Brüder, der Kurfürst und Herzog von Sachsen, Ernst und Albert ein größeres Recht auf die Schutzgerechtigkeit Quedlinburgs zu haben, und sie forderten daher auch, ohne viele Weitläuftigkeiten, den damaligen Bischof Gerhard von Halberstadt zur Abtretung derselben auf. Dieser, ein Herr von Hoym, wollte aber nicht. Der Kaiser, der dem sächsischen Hause nahe verwandt war, und ihm überhaupt wohl wollte, befahl es ihm zwar; allein der Bischof appellirte an den Papst. Darüber entrüstet, befahl es ihm der Kaiser zum zweytenmale, mit Hinzufügung der Drohung: daß, im Fall er sich weigere, er aller seiner Regalien und Privilegien verlustig seyn solle.

Daß der Kaiser eine solche Sprache gegen einen Bischof von Halberstadt führen konnte, ist ein einleuchtender Beweis, wie schon in diesen Zeiten der Nimbus der Geistlichkeit zu verschwinden anfing, der fünf Jahrhunderte früher so mächtig umherstrahlte, und selbst das Oberhaupt des teutschen Reichs in Schranken zu halten vermochte, wovon uns gerade zwischen einem Bischof von Halberstadt und Otto dem Großen ein interessantes Beyspiel aufbewahrt ist. Otto wollte nemlich Magdeburg, das zur Halberstädter Diöces gehörte, zu einem Erzbißthum erheben. Der damalige Bischof Bernhard von Halberstadt widersetzte sich aber diesem Vorhaben. Otto, hierüber aufgebracht, ließ den Bischof gefangen nehmen, und in Quedlinburg einsperren. Was that Bernhard? — er ließ sich seinen ganzen Bischofs-Ornat unbemerkt ins Gefängniß bringen, kleidete sich an, und ersuchte hierauf den Kaiser um eine Unterredung. Otto ging in der Hoffnung hin, einen Reuigen zu finden; allein, wie erstaunte er, als Bernhard im bischöflichen Glanze vor ihm stand, und ihn mit allen Formalitäten — in den Bann that! Zwar lächelte er anfangs über diesen Bannstrahl ohne Kraft; allein, er traute doch nicht ganz, und entließ daher den Gefangenen. Einige Zeit darauf kam Otto nach Halberstadt, und wollte den Bischof besuchen; allein, dieser wieß ihn aus seinem

Kirchspiele, und Otto — bereuete sein Vergehen, ritt zur Stadt hinaus, kehrte wie ein Büßender mit entblößtem Haupte und Füßen zurück, warf sich vor dem Bischofe zur Erde, und bat um Verzeihung. Bernhard ertheilte ihm diese auch, doch nur unter der Bedingung, daß er Magdeburg nicht zum Erzbißthum erhübe, und sich wieder so, wie er gekommen, von Halberstadt entferne. Otto, der teutsche Kaiser Otto — that dieses auch, und dann erst durfte er mit seinem ganzen Hofstaate wieder kommen, wurde mit dem größten Pomp vom Bischofe empfangen, und feyerte das Osterfest in Halberstadt *).

So gut kannte Bernhard die Kräfte seines Bischofsstabes, so gewiß war er der Wirkung seiner Würde, daß er selbst in der Gewalt des Feindes und seines Oberhaupts, in dessen Macht es ja stand, ihn zu Rom ab- und einzusetzen, nicht daran zweifelte, und glücklich und triumphirend siegte. Nicht so der Bischof Gebhard. Zwar widersezte er sich dem vom Kaiser erhaltenen Befehle, die Schutzgerechtigkeit an Sachsen abzutreten, aus allen Kräften; allein, die Zeiten hatten sich geändert. Weder der Kaiser noch die sächsischen Herzöge achteten seiner Weige-

*) Lenz Historie v. Halberstadt, S. 19.

rung, und die leztern rückten 1477 mit einer ansehnlichen Mannschaft vor Quedlinburg, welche die erste in Dresden gegossene Kanone mit sich führte. Diese sezte um so mehr alles in die größte Furcht, da sowohl dieses Instrument, als das Pulver, noch wenig bekannte Erfindungen waren *). Da sich Quedlinburg von aller Hülfe entblößt sah; so war es auch bald eingenommen. Der Bischof, aus Furcht, daß es Halberstadt eben so ergehen möchte, kroch zu Kreuze, stellte im Felde bey Dittfurt, wo er mit seineu Mannen stand, einen Schein aus, wodurch er die Schutzgerechtigkeit an die Aebtissin gänzlich zurück gab, und noch dazu 15000 rheinische Gülden an den Kurfürsten zu zahlen gelobte.

Die Aebtissin belieh hierauf das sächsische Haus mit derselben, wornach dieses länger als ein Jahrhundert hindurch umsonst getrachtet hatte. Zwey volle Jahrhunderte blieb sie auch, wiewohl nicht ohne häufige Anfechtungen, bey diesem Hause, bis im Jahre 1684 der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm der Große, ganz unverhoffte Ansprüche darauf machte.

Als nemlich Brandenburg im westphälischen Frieden das Bisthum Halberstadt bekam; so erließ es

*) G. Fabricii Misn. p. 68.

einen Befehl an den Stadtrath von Quedlinburg, sich aller der Besitzungen zu enthalten, welche sonst Pertinenzstücke der Grafschaft Reinstein, die seit Jahrhunderten dem Stifte Halberstadt einverleibt sey, gewesen wären, und sie sammt der Stadt Quedlinburg an Halberstadt abzutreten. Ungeachtet nun diese aus der Luft gegriffenen Ansprüche auf das nachdrücklichste vom Kaiser Leopold zurück gewiesen wurden, und der Churfürst von Sachsen, Johann Georg III auf das kräftigste dagegen protestirte, so stand Brandenburg doch nicht davon ab. Wer weiß zu welchen blutigen Auftritten dies nicht Veranlassung gegeben hätte, wäre nicht Johann Georg 1691 gestorben, und sein Nachfolger Friedrich August, der zur Erlangung der polnischen Krone Geld brauchte, so nachgiebig gewesen, die Schutzgerechtigkeit von Quedlinburg, mit Inbegriff der zur Grafschaft Hohnstein gehörigen Reichsvoigtey, und des Schulzenamtes in der Reichsstadt Nordhausen, im Jahre 1697 für dreymal hundert tausend Thaler an Brandenburg zu verkaufen *). Lange sträubte sich die damals regierende Aebtissin, Anna Dorothea, Herzogin von Sachsen, ehe sie in diesen Wechsel willigte; allein es half ihr nichts. Mit der List, daß man im Januar 1698 in aller Frühe auf einem bedeckten

*) Fabers europäische Staatskanzley.

Wagen Brandenburgische Soldaten vor die Thore fahren, und den Fuhrmann wie einen Postillon blasen ließ, dem sie geöffnet wurden, drangen sie in die Stadt, trieben die Bürgerwache zurück, und nach mehrern Tagen hartnäckigen Widerstandes von Seiten der Bürger, welche den Huldigungseid durchaus nicht leisten wollten, mußten sie sich endlich doch, durch die strengen Bedrückungen gezwungen, dazu bequemen.

Unter brandenburgischer Hoheit sehen wir das Stift Quedlinburg noch jezt, und nun möchte wohl so leicht nicht wieder an einen abermaligen Abtritt an eine andere Macht zu denken seyn. Seit seiner Existenz war die Schutzherrnwürde ein immerwährender Zankapfel der benachbarten Herrn, worunter Quedlinburg selbst am mehresten litt, da es hierdurch immer in gefährliche und langwierige Fehden und Kriege verwickelt wurde.

Seit der Gründung dieses Stifts, von 937 bis jezt, haben 41 Aebtissinnen auf dem abteylichen Stuhle gesessen. Nicht immer wurden die tauglichsten Subjekte dazu gewählt. Mächtige Verwandschaften und sonstige politische Absichten bestimmten meistentheils die Wahlen. Ja, unter diesen 41 Stück befinden sich einige verworfene Kreaturen, welche theils absichtlich den Ruin ihrer Unterthanen beförderten,

theils den schmutzigsten Lebenswandel führten. Manche derselben standen besonders mit ihrem Schutzherrn in der engsten Verbindung, beliehen diesen, selbst mit angebornen Domainenstücken, und ließen es gern zu, daß er die Ausübung seiner Hoheitsrechte bis auf die sonst heilige Person der Frau Aebtissin ausdehnte. Ueberhaupt haben die Aebtissinnen Quedlinburgs nie im Rufe großer Keuschheit gestanden, und es scheint dieses daher fast ein unveräußerliches Pertinenzstück des abteylichen Thrones zu seyn, in dessen Besitzungen man sich auch, bis auf diese Stunde noch, immer fester zu setzen sucht.

Das Kapitel des Stifts Quedlinburg besteht aus einer Aebtissin, jezt, wie ich schon oben gesagt habe, eine Prinzessin von Schweden, deren Einkünfte gegen 40000 Thaler seyn mögen; aus einer Pröpstin, jezt eine Schwester des regierenden Herzogs von Braunschweig, die 6000 Thaler; aus einer Dechantin, jezt unbesezt, welche 200, und aus einer Kanonißin, ebenfalls unbesezt, welche 80 Thaler Einkünfte hat. Keine von diesen Kapitelspersonen kann aus geringerem als aus freyherrlichen Stande gewählt werden. Gewöhnlich hält sich keine derselben hier auf, und nur bey großen Feyerlichkeiten, bey neuen Wahlen, bey Huldigungen erscheinen sie alle. Jede hat indessen ihre eigenen Zimmer auf

dem Schlosse, welche stets für ihren Empfang in Bereitschaft gehalten werden.

Das Stift Quedlinburg bekennt sich seit 1539 zur evangelisch-lutherischen Religion. Die Aebtissin ist eine freye, unmittelbare Reichsfürstin. Sie ist die vornehmste unter den Reichsprälatinnen, sizt auf der Rheinischen Prälatenbank, und hat auch auf den obersächsischen Kreistagen, zwischen Anhalt, und dem sonstigen Stifte Gernrode, Siz und Stimme. Zu einem Römermonat giebt sie 52 Fl., zu einem Kammerzieler 81 Thaler 18 Kreuzer. Zur Besorgung ihrer Geschäfte hat sie einen Kanzler, eine Regierung und ein Consistorium.

Der König von Preußen hat zur Wahrnehmung und Ausübung seiner Landes- und Schutzherrlichen Gerechtsame einen Stiftshauptmann, gegenwärtig ein geheimer Rath von Arnstedt, welcher unmittelbar von dem Cabinetsministerio, Generaldirectorio, und Justizdepartement des Staatsministerii in Berlin abhängt, und keinem andern Landeskollegio untergeordnet ist. Er hat die Justizverwaltung in Civilsachen, so weit sie vor die königlichen Gerichte gehört. Ihm sind ein Sekretair und ein Registrator untergeordnet. Die Gerichtsstelle, welche durch sie formirt wird, heißt die Stiftshauptmanney. Ihr liegt die Direktion des Accise-, Steuer- und Can-

tonwesens, so wie die Aufsicht über die sonstigen Hoheitsrechte des Königs ob.

Das königliche Untergericht heißt die Voigtey. Diese, welche von sechs zu sechs Jahren dem Magistrate verpachtet wird, besteht aus einem Syndikus, den Bürgemeistern, zwey Rathskämmerern, und einem Aktuar. Sie erhebt die zur Voigtey gehörigen Erbzinsen, verwaltet die Criminaljurisdiction im ganzen Stifte, und die Civiljurisdiction in den Grenzen des königlichen Gerichtsbezirks im Stifte *).

Das Gebiet der Stadt Quedlinburg ist zwey Meilen lang, und drittehalb breit. Nur ein einziges Dorf, das schöne große Dittfurt, liegt darin. Mehrere Dörfer, beträchtliche Güter, und größere Herrschaften, welche es sonst durch die Freygebigkeit der Kaiser besaß, sind ihm nach und nach theils genommen, theils in Kriegszeiten zerstört worden.

Auf den vielen beträchtlichen Anhöhen dieses Gebietes sieht man noch an zehn bis zwölf alte Warten und Thürme, die Ueberbleibsel aus dem eilften Jahrhunderte, wo der unruhige Kaiser Heinrich IV den Einfall hatte, auf jedem ansehnlichen Hügel und

*) Handbuch über den königl. preuß. Hof und Staat.

Berge in Sachsen eine Vestung anzulegen, um die gegen ihn erbitterten Sachsen dadurch in Respect zu erhalten.

Ich hatte nun so ziemlich alles gesehen, was man in Quedlinburg sehen kann; ich hatte die Frau Aebtissin, wenigstens in effigie gesehen; ich hatte mir im Allerheiligsten ihres Tempels die oben aufgeführten Original-Reliquien längst vermoderter Heiligen zeigen lassen; ich hatte die Milch der Mutter Maria, die Erde vom Berge Golgatha, den geheimen Rath von Arnstedt, die Knochen der heiligen Korona, den Hochzeitkrug von Kana in Galiläa, erblickt und respective betastet, und zwar mit ungeweihten Händen betastet; aber noch war mir etwas übrig, noch erwartete mich — nicht etwa eine noch ältere Heiligenreliquie, oder eine Aebtissin, nicht etwa ein zweyter, zwischen Kreditlosigkeit, Mangel und Stolz schwebender geheimer Rath, oder ein ausgegrabenes Einhorn, — nein, nichts von alle dem, sondern — ja, da werden meine Leser gewiß gespannt seyn, was da wohl zum Vorschein kommen möchte, und selbst Quedlinburger werden sich neugierig umsehen, was das seyn könnte. Denn wie das gewöhnlich der Fall ist, daß ein Prophet in

seinem Vaterlande am wenigsten gilt, so werden gewiß viele nicht gleich auf den — halt, bald hätte ich mich verrathen!

Also von der Art der oben genannten Dinge war das, was ich noch sah, nicht; es war aber auch nichts profanes, nichts gemeines, auch nichts, was man etwa auch an andern Orten sehen könnte, nein, sondern der Retter der Menschheit, der Wohlthäter des weiblichen Geschlechts, der bereits kanonisirte, der schon in einem Sternenbild am Firmamende flammende, der heilige — Herr Doktor Lenhardt *) war es.

Ich bin gewiß, daß in dem Augenblicke, wo meine Leser, und besonders meine Leserinnen, diesen ehrwürdigen Namen aussprechen, sie sich pflichtschuldigst verneigen, so wie ich es thue, indem meinem irdischen Gänsekiele die Züge desselben entfließen. Ja, meine Damen, ihn, den Allgeliebten, ihn, den Allmächtig-Wirkenden, ihn, den Linderer ihrer Geburtsschmerzen, ihn haben meine Augen erblickt; mit ihm haben meine Lippen geredet, seine Hand hat die meine berührt, seine Weisheitslehren haben mein Trommelfell tangirt, in seinem ätherischen Dunstkreise habe ich eine Viertelstunde

*) Baldinger wird die Sünde, Lenhardten zum Doktor gemacht zu haben, schwerlich je abbüßen können.

verlebt. Ach! — nie wird diese meinem Gedächtnisse entschwinden, nie die Rückerinnerung daran bey mir verlöschen. Nie werde ich das selige Gefühl verlieren, das mich, gleich jenen Bremensern, als sie den damaligen Halbgott, den damals unsterblichen Graphygnomiker Lavater in ihrer Mitte sahen, ergriff, und Feuergluth durch ihre Adern jagte. Mit rother Dinte will ich den Tag in meinem Calender verewigen, der mich sein Antlitz schauen, der mich des Heilbringers sanftes Auge erblicken ließ, und doppelt ruhig sehe ich nun meiner Todesstunde entgegen, denn, — ich habe den Doktor Lenhardt gesehen!

Mit dem festen Entschlusse, diesen berühmten — nein, das ist er nicht, berüchtigt wohl, — also, diesen berüchtigten Quaksalber näher kennen zu lernen, kam ich nach Quedlinburg. Ich glaubte anfangs, ihn durch Zufall am dritten Orte zu sehen; allein dies mißlang mir, da er fast in gar keine Gesellschaften kommt. Ich mußte mich daher zu einem Besuche bey ihm selbst entschließen. Ich konnte mir ja leicht eine Frau andichten, welche seines Trankes bedurfte, so hatte ich ja den besten Vorwand. Ich warf mich daher in das beste Röckchen, das in meiner Garderobe zu finden war, und ließ mich in sein Haus bringen. Auf meinen Wunsch, den Herrn

Doktor Lenhardt zu sprechen, wurde ich in ein sehr elegantes Zimmer gebracht, wo ich einige Minuten allein war. Darauf kam ein Bedienter mit Erfrischungen, nöthigte mich zum Genießen, und verließ mich wieder. Aus Langerweile aß ich, denn der Herr Doktor blieben lange aus. Schon war eine halbe Stunde verflossen, und ich suchte eben in meiner Tasche nach einer Bleyfeder, um ihm Guibert's Worte

J'etois venu voir, l'admirer le dieu du génie *);
Je voulois l'écouter, l'admirer en tout point:
Mais il est comme dieu dans son eucharistie,
On le mange, on le boit, mais on ne le voit point.

welche dieser an Voltaire schrieb, als er ihn auch einst besuchte, und gerade so wie ich beym Herrn Doktor Lehnhardt gut bewirthet, aber nicht vorgelassen wurde, durch diesen Einfall aber Voltaire zum Erscheinen bewegte, zuzuschicken, als ich Jemand kommen hörte.

Gleichwie ein junger candidatus sacro sanctae theologiae, der seine Universitätsjahre vollendet hat, und nun den hohen Gönnern sich zu Gnaden empfehlen will, betreten und furchtsam in der Antichambre des Herrn Ministers harrt, und mit Herzklopfen

*) Das hätte nun freylich abgeändert werden müssen.

dem Eintritte seines gnädigen Fautoris entgegen sieht, so — nein, so war mir nicht zu Muthe, wenigstens trat bey mir an die Stelle des Herzklopfens und der Furcht, Neugierde und gespannte Erwartung, wie der Mann wohl aussehen möchte, der sich auf dem Allerweltstummelplatze der Herrn Becker und Hennicke in Gotha, so weidlich herumbalgt, rauft, schimpft und schlägt; wie der Mann gestaltet seyn möchte, den unsere schwangern Damen bald als ihren Schutzheiligen anerkennen werden, und seinem Bilde (in Kupfer gestochen ist es schon für sechs Groschen zu haben) gleich einem Hausgotte auf dem Altar ihres Wochenbettes bereits Weyhrauch streuen; wie die Stirn dieses Pseudo-Aeskulaps geformt seyn möchte, der mit solcher unerhörten Frechheit, unter angenommenen Namen, sich selbst in allen Zeitungen die größten Schmeicheleyen sagt, und dumm genug ist, zu glauben, daß man dies für baare Münze annehmen wird, darauf allein war ich begierig und voller Erwartung. Jezt schritt es auf die Thür zu. Ich zupfte meinen Jabot besser heraus, fuhr über des Rockes Ermel, das zarteste Stäubchen auch zu verwischen, drückte mein Haar in bessere Formen, und trat der Thür einen Schritt näher. Sie öffnete sich, und — ja wäre ich nun Dichter, jezt hätte ich die beste Gelegenheit meine Talente auskramen zu können; jezt könnte ich in dem

Reichthume der teutschen Sprache herumwühlen, und meiner Phantasie den Zügel schießen lassen; aber — das bin ich leider! nicht, und in Prosa nimmt sich so etwas nicht aus, also will ich lieber meine Aufwallungen ersticken, und zu erzählen fortfahren.

Der Doktor verbeugte sich nicht ganz tief, so mittelmäßig; ich, ungefähr einige Zolle tiefer.

„Was steht zu ihren Diensten, mein Herr?“ so redete er mich an.

„Wohlgeborner Herr Doktor“ entgegnete ich, und suchte mir durch einiges Aufhusten noch mehr Luft zu verschaffen, „der Ruf von Dero Größe, Dero Kunst, und die unbeschreibliche Wirksamkeit Dero heilbringenden und so segensvoll über die ganze Menschheit ausströmenden Gesundheitstranks für Schwangere, ist auch bis zu meiner Wenigkeit Ohren erschollen, und ich wage es daher, gestützt auf die wohlbekannten Grundfesten Dero Menschenfreundlichkeit, Sie um eine Flasche dieses Nektars für meine Ehefrau, welche sich Ew. Wohlgebohren bey dieser Gelegenheit ganz gehorsamst empfehlen läßt, ergebenst zu ersuchen.“

Ich hatte diese wohl ausstudierte und bestens memorirte Anrede glücklich und ohne zu stolpern ge-

endigt, und verneigte mich nun gegen den Doktor, welcher sie selbstgefällig angehört hatte.

„Wie viele Monate ist ihre Frau schon schwanger?“ fragte er aufs neue. Dieses kam mir aber so unerwartet, daß ich — einem Unverheiratheten ist das wohl zu verzeihen — antwortete: „Es wird der zehnte oder eilfte seyn.“

„Wie!“ fuhr er mich heftig an, „was sagen Sie, der zehnte oder eilfte?“

„Verzeihen Sie, ich wollte sagen, der siebente oder achte,“ fiel ich ihm plötzlich ins Wort, um meine Blöße zu decken.

„Ist sie gesund?“

„Kerngesund; da es aber ihre erste Niederkunft ist, so bedarf sie des Herrn Doktors Trank um so nöthiger.“

„Gut, gut, folgen sie mir.“ Und somit gingen wir in eine andere Stube. Hier sah es aus, wie bey einem großen Geschäftsmann. Alle Tische lagen voller Briefe, bunt durch einander herum geworfen; hin und wieder eine Flasche, oder auch ein Kistchen. Ich erhielt hier, nach vorher ertheilter Vorschrift, wie der Trank genossen werden mußte, den Lebenssaft selbst, legte meinen Dank dafür in

in der Gestalt eines wohlgeränderten Cremnitzer Dukatens auf den Tisch, und empfahl mich zu Gnaden. Er begleitete mich bis an die Treppe, und hatte nun meinen Dukaten weg.

Das ist ein theurer Spaß, sagte ich mir selbst, indem ich die Thür des Propheten hinter mir schloß, und die fünf Stufen herabschritt, besah meine Waare, und schüttelte den Kopf. Das ist ein theures Wasser, rief ich mir nochmals zu, aber um den Doktor Lenhardt gesprochen zu haben, doch wohlfeil genug. Man giebt ja wohl um einen Tanzbär zu sehen, einige Groschen aus, warum nicht für einen Doktor einen Dukaten?

Die Bouteille bis zu meiner Wohnung hin zu tragen, das war mir unmöglich. Ich war daher kaum um die Ecke des Hauses herum, als ich mich ihrer zu entledigen suchte. Hierzu bot sich bald Gelegenheit dar. Ein artiges Bauermädchen begegnete mir. Dieser gab ich sie mit der Versicherung, daß sie den Inhalt derselben trinken möchte, und er ihr gut bekommen würde. Nachher habe ich diese rasche That bereut, indem er vielleicht auf unverheirathete Frauenzimmer ganz entgegengesetzt wirkt, und ich also die Ursache von mancherley nachtheiligen Folgen seyn könnte, welche dieser guten Bäuerin daraus erwachsen möchten.

Welchen ausgebreiteten und einträglichen Handel dieser Wunderdoktor mit seinem Tranke treibt, davon wird man sich kaum einen Begriff machen können. Die vielen Kisten und Verschläge, welche er zur Versendung nöthig hat, beschäftigen einen Schreiner tagtäglich; die unendliche Menge von Briefen, die er zu beantworten und zu schreiben hat, beschäftigen ihn unaufhörlich, denn andere Geschäfte hat er eben nicht, da er bey andern Kuren nur selten gebraucht wird. Posttäglich gehen eine Menge eingepackter Flaschen fort, ganze Ladungen sendet er ab, und in die entferntesten Gegenden, nach der Felsen-Insel Helgoland an die Frau Böttchern, nach Rudolstadt an den Herrn Hofmarschall und Oberstallmeister von Kettelhodt *), ja selbst bis nach Petersburg, worüber man sich zwar am wenigsten wundern sollte, da ja hier nur die gesunde Vernunft durch die Barrieren der Dummheit zurückgehalten wird. Kurz, man glaubt es kaum, welchen starken Absatz dieser Mann mit seinem Safte treibt. Wie gut sich sein Beutel dabey steht, ist leicht zu berechnen. In Quedlinburg, wo, beyläufig gesagt, die Wirkungen seiner Kunst stets unkräftig sind, kostet die Bouteille 12 Groschen, Standespersonen und Auswärtige zahlen nach Belieben; und zwar alles praenumerando.

*) s. Reichs Anz. Nr. 86. 1798.

Nun will ich nur annehmen, daß er jährlich ungefähr sechs tausend Bouteillen davon verkauft, und ich glaube gewiß eher mehr als weniger, welche Summe kommt da heraus! — Und der Herr Doktor? — der lacht natürlich nicht wenig über das leichtgläubige und gutwillige Publikum, das ihm so schöne Louisd'or für trübes Wasser zuwirft, und ihn dadurch in den Stand sezt, seinen Neigungen und Wünschen auf alle Art zu fröhnen.

Wirklich lebt der Mann wie ein großer Herr. Er unterhält stets eine gute Tafel, seine Equipage, und einige Mädchen von guter körperlicher Bildung, und sonstigen für seinen Gaum erforderlichen Eigenschaften, welche das Bette mit ihm theilen. In ihren Armen verlacht er des besoldeten Pasquillanten Falk's *) Stachel; in ihren Armen trozt er kühn allen Pfeilen, mit unter auch Knüppeln, welche von allen Aerzten auf ihn abgeschossen und geworfen werden; an ihren Busen geschmiegt sieht er mit Hohnlächeln dem Mühen zu, das man sich giebt, seinen Namen zu verunglimpfen, seinen Gewinn zu schmälern, blickt stolz von der Zinne seines Rufes herab, und spricht lächelnd:

Zu jeder bösen Zunge
Denk' ich wie Goldschmidt's Junge!!! **)

*) Eigene Worte des Herrn Doktors.

**) Reichs Anz.

Glückliches Temperament! wie mancher würde dir, mein lieber Quaksalber, hundert deiner Bouteillen abkaufen, wenn er dadurch diese deine glückliche Gabe, gegen die größten Impertinenzen gleichgültig zu seyn, mit hinunter trinken könnte!

Natürlich wird man aber fragen, wie kann die Polizey in Quedlinburg einen solchen Mann in ihren Mauern dulden? — Hierauf kann ich antworten: daß es erstens mit der Polizey in Quedlinburg nicht so ganz gut aussieht, und zweytens die Post zu viel dabey verlieren würde, wenn man ihm entweder seinen Handel legen, oder ihn gar zur Stadt hinaus schicken wollte. Er bleibt daher ruhig und ungestört sitzen, und braucht nicht einmal ein Handels-Concessionsgeld zu erlegen, wozu er füglich angehalten werden könnte, da er eigentlich nichts als eine im Staate Handel treibende Person ist.

Uebrigens soll der Mann ein sehr guter und angenehmer Gesellschafter seyn, und mit einer muntern, aufgeweckten Laune eine vorzügliche Unterhaltungsgabe verbinden.

Die Roßtrappe.

Von Quedlinburg führte mich mein Reiseplan nach der Roßtrappe. Es war freylich nicht der nächste Weg nach Blankenburg; allein diese schöne, ja ich glaube sagen zu dürfen, diese schönste Parthie der ganzen Harzgebirge, belohnt jede Aufopferung reichlich.

Der Fußsteig zur Roßtrappe erhebt sich von der am Eingange des Roßtrappenthals gelegenen Weißblechhütte hin und wieder etwas steil; man wandelt ihn indessen doch gern, da er stets unter den dichtesten Wölbungen von Buchen und anderm Laubholze fortläuft. Nicht eher kommt man wieder ins Freye, bis man sich auf der äußersten Spitze, der gleichsam aus den Seitenwänden des Thales sich herausdrängenden Felsenwand befindet, wo die bekannte Vertiefung in eine nakte Felsenplatte zu finden ist, welche dem Orte den Namen gab. Doch übersieht man dies unbedeutende Spiel der Natur sehr bald, wenn man einen Blick zu beyden Seiten in die Untiefen wirft, in welchen die Bode über eine unsägliche Menge von hinabgestürzten Felsstücken hinweg tobt. Für schwindelnde Personen ist diese Stelle sehr gefahrvoll, denn auf beyden Seiten läuft der Berg fast perpendikulär hinab, und nur hier und da drängt sich aus den Ritzen der Klippen ein Busch hervor, der das Hinabsehen in etwas hemmt.

Die Felsen rings umher haben hier das Eigenthümliche, daß sie zackig in die Höhe laufen, und nicht, wie es sonst der Karakter der Harzgebirge ist, abgerundet sind. Daher entdeckt in selbigen ein mit Einbildungskraft erfülltes Auge sehr leicht bald ein verfallenes Schloß, oder Menschengestalten, oder Thurmspitzen und dergleichen. Sie laufen alle in einer Höhe von sechs bis achthundert Fuß steil herab, so daß es gewiß nur mit der größten Lebensgefahr Jemand wagen würde, an ihnen hinab, oder hinauf zu klimmen. Das Gesträuch, welches an diesen Wänden empor kommt, wächst so lange ungestört fort, bis ein harter Winter einfällt, die Bode zufriert, und man dann auf dem Eise hinfährt und es abhaut. Kommt aber eine Haunung in diese Gegend, so lassen sich die Holzhauer, wie die Gemsenjäger an den schweizerischen Gebirgen, an Stricken hinab, hauen die Bäume auf diese gefahrvolle Art ab, zerstückeln sie, und stürzen das Holz dann in die Bode, die es bey hohem Wasserstande mit fort nimmt. Für diese Arbeit erhält der Mann täglich zwölf Groschen. Vor einigen Jahren hatte einer sein Leben durch zu große Kühnheit eingebüßt, außerdem soll man selten ähnliche Beyspiele haben. Unterhalb der oben erwähnten Weißblechhütte wird das so hervor geflößte Holz von einem quer durch das Flußbette laufenden Wehr aufgehalten, und hier zieht

man es heraus, und maltert es zum Verkauf auf. Daß bey dieser Manier manches Stück Holz verloren geht, welches der Schwere wegen untersinkt, oder zwischen den Felsstücken hängen bleibt, ist gewiß, wovon man sich auch leicht überzeugen kann, wenn man durch das helle Wasser auf den Grund sieht; indessen ist es doch nur der einzige Weg, das Holz heraus zu bekommen.

Wer das Roßtrapp- oder Boden-Thal nur von oben sah, hat seine pittoresken Schönheiten nur zur Hälfte genossen. Um sie ganz empfunden zu haben, muß man auch im Thale selbst an den Ufern der Bode hin gegangen seyn. Der Weg dahin, als ich von dem Roßtrappenfelsen wieder herabgestiegen war, lief anfangs auf Wiesen und Rasenpfaden, zwischen Buschwerk, am rechten Ufer der Bode fort, nnd ich konnte mit Muße an den steilen Granitwänden hinauf sehen. Doch bald war ich genöthigt, auf den Pfad zu blicken, denn mit jedem Schritte wird er schlüpfriger und unsicherer. Bald mußte ich über herabgestürzte Felsen wegrutschen; bald mit Hülfe eines Astes mich über Tiefen hinweg schwingen, oder auf Händen und Füßen mein Fortkommen suchen. Für alle diese Mühseligkeiten, für jede Beschwerde wurde ich aber auf das herrlichste belohnt, als ich jezt dem Fuße des Roßtrappenfelsens gegenüber

stand, und die ungeheuren Felsenmassen vor und über mir erblickte. Zackig und grausend starren sie empor, und geben das Rauschen der Bode, welche über die in ihrem Bette liegenden Granitblöcke stets hinbraußt, doppelt zurück. Dieser Fels scheint nur Ein Stück, oder aus mächtig großen Platten zusammen gefügt zu seyn. Er läuft ganz gerade herab, und nicht einmal ein Büschchen kann hier wurzeln.

Ich ging jezt weiter. Das Thal, oder besser gesagt, die Schluft engte sich immer mehr, der Weg wurde mit jedem Tritte mühsamer, und endlich schwand er ganz. Auf beyden Seiten laufen nemlich die Felsen gerade herab, bilden so gleichsam ein Thor, aus welchem sich das Wasser drängt, und rufen dem erstaunten Wanderer entgegen, daß es weiter nicht erlaubt sey, in dieses Heiligthum der Natur einzudringen.

Unwillig spähte mein Auge nach einem Orte, wo ich mir hätte weiter helfen können; allein, umsonst. Ich ruhte auf einem Felsstück, ganz hingenommen von der Erhabenheit, von dem Majestätischen dieses furchterweckenden Thales, und staunte stumm und betäubt dieses Wunderwerk der Natur an. Umgeben von starrenden Bergen, umrauscht vom tobenden Wasser, abgeschieden von jedem lebenden Wesen, blickte mein Auge in dieser Einöde umher.

Kein Lüftchen säuselte in meinen Locken, es floh über mir hin; kein Vogel hüpfte auf den grünen Zweigen; nur an den höchsten Felsen schwebten Raubthiere um ihre vor jedem Anfall gesicherten Wohnungen herum; nur im feuchten Moose zu meinen Füßen irrten kleine Geschöpfe umher. O!

Natur! Allmutter! deren rege Hand
Des bunten Jahres Wechselzeiten rollt,
Wie hehr, wie göttlich groß sind deine Werke!
Mit welchem Wonneschauer schwellen sie
Den Geist, der staunend sieht, und staunend schweigt!

So rief ich mit Thomson aus, und schwelgte im Genuße meiner Gefühle.

Schon wollte ich den Rückweg antreten, als der Gedanke nochmals in mir rege ward, einen neuen Versuch zu wagen, um durch das vorhin erwähnte Thor zu kommen, und weiter in das Thal einzudringen; allein es war umsonst, jeder Versuch vergebens, und ich sah endlich, daß ich nur dann meinen Zweck erreichen würde, wenn ich durch das Wasser ginge. Hierzu entschloß ich mich. Ich watete glücklich an der Felsenwand hinweg, ungeachtet der vielfachen Hinderniße, mit welchen ich zu kämpfen hatte, indem das Wasser mir stets über den Schultern zusammenschlug, sein schneller Lauf mich umzureißen drohte, und das Tragen meiner Klei-

dungsstücke auf dem Kopfe, mir nur eine Hand zum Festhalten übrig ließ. Mit einem freudigen und zugleich ängstlichem Herzklopfen arbeitete ich mich an den Felsen des Thores hin, erreichte eine flache Uferstelle, wo ich mich wieder ankleidete, und dann ging ich zwischen dem Gesträuch weiter. Immer höhere Wände starrten mir entgegen, immer brausender ward der Fluß, immer näher rückten die Berge zusammen. Oft war ein Strauch mein Retter, oft ein gewagter Sprung; allein, das Verlangen, den Fall der Bode in der Nähe zu sehen, besiegte jedes Hinderniß, jede Gefahr, und — ich erreichte meinen Zweck. Zwar konnte ich ihm nicht ganz nahe kommen, da der Weg zu gefährlich wurde, und ich mehr nicht wagen wollte, als ich bereits gethan hatte; allein, ich war doch nur noch ungefähr vierzig bis funfzig Schritte davon entfernt, und daher im Stande, ihn sehr deutlich zu beobachten.

Die ganze Masse des Wassers muß sich hier in einen etliche und zwanzig Fuß breiten Raum oder Kanal einzwängen, aus welchem sie sich dann, fünf bis acht Fuß hoch, herabstürzt. Ehedem war er beträchtlicher; da aber das Herabflößen des Holzes dadurch erschwert wurde, indem es sich hier stemmte, so schoß man in den Jahren 1784 oder 1785 die Felsen vier Fuß tief nieder. Man sieht hieraus, daß

es im Grunde ein äußerst unbedeutender Wasserfall ist, obgleich das Toben und Rauschen, das er verursacht, auf eine viel beträchtlichere Höhe schließen läßt. Ich rathe es daher Niemanden, blos in Hinsicht dieses Katarakts jenen mühevollen, gefährlichen Weg zu machen; denn er wird sich so wenig befriedigt fühlen, als ich es war. Ist es ihm aber darum zu thun, die ganz ungeheuren Granitwände, das Grauenvolle und Wilde dieser engen Schluft, das Toben und Brausen des Wassers, das schauerliche überall herrschende Dunkel, die Melancholie athmende Wildniß in der Nähe zu beobachten; so rathe ich ihm nicht ab. Er wird sich dann gewiß für die verlornen Kräfte entschädigt finden, und sie doppelt in dieser Untiefe, in welche die Strahlen der Sonne nie ganz eindringen können, ersetzt sehen.

Ich habe schon vorhin gesagt, daß nur, wenn äußerst strenge Kälte einfällt, die Bode hier zufriert, indem sie durch die Berge geschützt ist. Solche Winter waren seit dreyßig Jahren nur drey, nemlich 1760, 1784 und 1794. Sie wird dann von vielen Fremden befahren, welches besonders im Winter 1784, nach der Aussage der Wirthe, im Dorfe Thale und auf der Blechhütte, der Fall gewesen seyn soll, die sich dabey bald wieder ein solches Jahr wünschten, wodurch Etwas zu verdienen gewesen wäre.

So oft aber auch die Bode zufriert, so bleibt doch immer der sogenannte Kessel, oder das Becken, in das sich der Fluß nach seinem Falle stürzt, offen. Im Journal von und für Deutschland *) giebt ein Reisender von der Tiefe desselben, welche von Vielen für unergründlich gehalten wird, Nachricht. Nach seiner gemachten Ausmessung betrug sie zwanzig Fuß, und die Form desselben fand er trichterförmig. Von dem beständigen Kochen darin, oder von der Regurgitation aus der Tiefe in die Höhe sagt er: daß dieses seinen Grund nicht von unterirdischen warmen Wassern habe, sondern durch den steten Zufluß des Wassers über die treppenförmigen Klippen des Kessels verursacht werde.

Da diese Nachrichten wahrscheinlich von dem verstorbenen Pastor Götze in Quedlinburg, dem bekannten Forscher der Natur, herrühren; so kann man ihnen auch mehr Glauben beymessen, als jenen vom Prediger Stübner **) in Hüttenrode, welcher erzählt: „daß ein Loth von vierzig Fuß bey einer versuchten Ausmessung nicht zugereicht habe; man könne sich indessen einen Begriff von der Tiefe des Kessels machen, wenn man erwäge, daß zwey tausend Malter herabgeflößtes Holz darin Platz

*) im 2ten Stücke von 1784, S. 154.

**) in seinen Denkwürd. D. F. Blankenb. 1r Th.

hätten.“ — Welche Idee! Wie konnte sich Herr Stübner einbilden, daß man ihm dies glauben würde! Hat er schon 2000 Malter Holz hinein werfen, oder hat er sie schon herausholen und aufmaltern lassen, daß er diese Summe so genau angeben konnte? — Wie war es möglich, daß er nur einen Augenblick dieser ihm aufgebundenen Unwahrheit Glauben beymessen konnte! Zwey Malter haben 150 Kubikfuß, 2000 also funfzehn tausend. Der Kessel des Wasserfalles würde demnach 200 Fuß Länge, 35 Fuß Höhe, und 20 Fuß Breite haben müssen. Ist das der Fall? — Gewiß nicht.

Noch habe ich nur mit wenigen Worten der sogenannten Trappe eines Pferdes erwähnt, welche oben auf dem Felsen zu sehen ist, halte es aber auch der Mühe nicht werth, mich in große Untersuchungen über diese bekannte Fabel einzulassen, und diplomatisch zu beweisen, welche von den beyden Meinungen: ob nemlich das Pferd mit der Fürstentochter von diesem Felsen auf den gegenüberliegenden, oder umgekehrt gesetzt sey, die rechte ist; sondern überlasse die Berichtigung dieser Sache andern, die sie für wichtiger halten mögen, und worüber an einem schicklichern Orte als hier, z. B. im Reichs-Anzeiger, dem großen Konversationssaale des teutschen Reichs, wie ihn Schiller nicht unpassend nennt, debattirt werden

könnte. Indessen will ich doch eine Erzählung der Fabel, in der kraftvollen Sprache des alten Melißantes hier mittheilen, woraus derjenige, dem sie noch unbekannt war, sich ganz unterrichten kann; und sollte dieses Büchlein in Herrn Schikaneders Hände kommen, so wir derselbe das Sujet vielleicht ganz vorzüglich zur Bearbeitung für das Theater geeignet finden, und uns mit einer neuen „großen heroisch-komischen“ Oper, voll Wiener Salz und Witz beschenken.

Nachdem Melißantes in seiner Orographie die Lage der Roßtrappe beschrieben hat, fährt er fort: „Die Anwohner erzählen davon eine lästerliche Fa„bel, wenn sie die Frembden dahin begleiten. Es „habe nemlich auf einem Schlosse der Gegend ein „reicher König gewohnt, in dessen unbändig schönen „Prinzessin sich ein benachbarter Prinz verliebet, „aber selbige nicht erhalten können; Dannenhero „sey er endlich schlüßig worden, solches Kleinod zu „seinem Vergnügen zu entführen. Weil aber dieses „nicht eigenthätig geschehen können, so habe sich der „Verzweifelt-Verliebte zuvor dem Teufel ergeben, „und also mit demselben die seltene Schönheit abge„holet. Da er nun mit seinem höllischen Pegaso „über diesen Felsen setzen wollen, habe solches „Pferd eine solche Trappe hinterlassen, daß man

„diese Stunde noch in Augenschein habe. „Hierauf sezt er noch hinzu, daß die Leute diese Fabel sich nicht wollten ausreden lassen, die Curiosi aber sähen es für nichts anders, als einen artigen lusum naturae an.

Was meinen Sie, Herr Schikaneder, gäbe das nicht eine Oper, die Wirkung thäte? Hm? Ich dächte, Sie machten sich darüber her. Erwägen Sie nur, was das für brillante Szenen werden können, wo der Prinz verliebt wird, wo er sich entschließt, das Kleinod zu entführen, wo er sich dem Teufel ergiebt, wo er mit seiner Beute auf dem pegaso sizt, und wo er endlich von einem Felsen zum andern hinübersprengt. Gewiß, Herr Schikaneder, wenn Sie dieses alles mit der Ihnen eigenen Leichtigkeit, und jovialischen Jovialität bearbeiten, Ihrer Einbildungskraft, die, gleich einer Scheere, die unpassendsten Gegenstände für das Theater zuzuschneiden weiß, freyen Spielraum lassen, und dann noch einige Ihrer so wohl versificirten Arien und Duetten hinein verweben; so kann es gar nicht fehlen, lieber Freund, das Ding wird, das Ding muß Wirkung thun. Ein lockender Titel wird Ihnen zu finden nicht schwer werden, da Sie in der Wahl derselben vorzügliche Stärke besitzen, (ich würde allenfalls rathen, es „der verzauberte Prinz, oder der rasende

Sprung„ zu benennen), so wäre das Ding fertig, und Ihr Haus voll Zuschauer.

Blankenburg.

Blankenburg, die Hauptstadt des dem Herzoge von Braunschweig gehörigen Fürstenthums gleiches Namens, liegt am Harze, oder besser gesagt, vor dem Harze, zwey Meilen von Quedlinburg. Sie zieht sich in einem Halbzirkel um und an dem hohen Berge herum, auf welchem das Schloß liegt, hat Mauern und drey Thore, und enthält ungefähr 344 Häuser. Außerhalb der Mauern befinden sich noch an funfzig Häuser, und in allen diesen zusammen genommen, eine Summe von 2600 Seelen. Was von den Mauern umgeben ist, steht unter der Gerichtsbarkeit des Amtes Blankenburg, was außer denselben liegt, unter dem Magistrate.

Blankenburg ist sehr alten Ursprungs, und war lange Zeit schon vor Karl dem Großen, ein von Heiden bewohnter Ort, hatte auch bereits im zehnten Jahrhunderte eine Ringmauer, und in dieser zwey und vierzig Thürme *), deren Höhe sich indes=

*) Merian hat diese in seiner Topographie noch abgebildet.

sen jezt nicht mehr über die der Mauer versteigt. Theils verlor sie solche in der Belagerung Kaiser Friedrich des Rothbarts, welcher ihr wegen Heinrich dem Löwen 1182 tapfer zusezte; größtentheils aber im dreyßigjährigen Kriege, wo sie gewaltig mitgenommen, und besonders durch Feuersbrünste sehr ruinirt wurde. Nach der Zeit erholte sie sich indessen wieder, und besonders da, wo der Herzog Ludwig Rudolph, und die verwittwete Herzogin Christine Luise hier von 1690 bis 1747 residirten, und gegenwärtig ist es ein blühendes, nahrhaftes Städtchen. Denn ob sie gleich auch im siebenjährigen Kriege nicht von Brandschatzungen befreyt blieb, so hatte doch dieses weiter keinen bleibenden Eindruck auf ihren Wohlstand *).

Sie nährt sich jezt vom Ackerbaue, Viehzucht, Brauwesen und zwey großen Jahrmärkten. Brandtwein wird gar nicht gebrannt, indem das Wasser nicht tauglich dazu seyn soll, die Nähe von Quedlinburg auch den Absatz desselben verhindern, oder wenigstens schwächen würde. Außerdem wird durch die sich hier befindenden Collegia der Regierung und Cammer, und durch den Aufenthalt mehrerer Privatpersonen, welche von eignen Mitteln leben, eine nahmhafte Summe Geldes in Umlauf gesezt, die

*) Stübners Denkwürdigkeiten, S. 280.

nicht wenig zur Nahrung der Stadt beyträgt, und wozu gegenwärtig noch eine beträchtliche Summe von den Franzosen kommt, welchen der Herzog hier ein Asyl anwieß. Dieser thut überhaupt mehr als andere Landesherren, bemittelte Ausländer herbey zu ziehen. Wer in Blankenburg privatisiren, und sich niederlassen will, erhält von ihm, wenn er darum nachsucht, Holz zur Feuerung unentgeltlich.

Die Stadt ist nicht vorzüglich gebaut, doch auch nicht ganz unregelmäßig. Die Zahl der bessern Gebäude ist freylich gering. Unter sie gehört das Rathhaus, der Cammerhof, oder das Gebäude, wo das Cammer-Collegium seine Sitzungen hält, die Katharinenkirche, einige Privatgebäude am Markte, und das sogenannte Gartenhaus vorm Lühner-Thore. Da alle Straßen am Berge weg, oder an ihm hinauf laufen; so ist das Pflaster stets reinlich, und kann auch, mittelst des fast durch jede Straße fließenden Wassers, sehr leicht so erhalten werden. Abends sind sie mit 150 Laternen erleuchtet, wozu die Stadt die Kosten giebt. Wenn auch diese Zahl in gar keinem Verhältniße mit der Größe des Orts steht; so sieht man doch den guten Willen, nur sollte man das Glas reinlicher erhalten als es ist.

Im Rathhause, welches am Markte steht, befindet sich das Regierungscollegium. An der einen

Seite desselben entdeckte ich fünf eingemauerte steinerne Kugeln, welche zum Andenken der Belagerung der Stadt unter Wallenstein 1625, hier angebracht seyn sollen. Drey andere Gebäude am Markte sind deshalb mit Schiefer gedeckt, weil einst die gräfliche Familie hier wohnte, als das Schloß abgebrannt war *).

Obgleich die umliegenden Gegenden von Blankenburg überall die herrlichsten Spatziergänge darbieten, und die Natur mit reicher Fülle für ihre Freunde gesorgt hat; so wird doch vorzüglich nur ein Ort vor dem Tränkethore, der Thie genannt, zur allgemeinen Promenade genutzt. Dies ist ein großer, ebener Rasenplatz mit Linden-Alleen bepflanzt, unter deren dichtem und hohem Laubdache eine stets erquickende Kühle herrscht. Hier wandelt alles, um zu sehen und gesehn zu werden, und hier steht auch das Schützenhaus, worin sehr oft sogenannte Pickenick's von den Vornehmern der Stadt veranstaltet werden.

Die Blankenburger sind sehr brave und gesellige Menschen. Sie lieben Gesellschaften in einem hohen Grade, und können sie auch, wegen der großen Anzahl von Honoratioren, welche theils als Die-

*) Stübner 1r B. S. 297.

ner, theils als Privati hier wohnen, haben. Ich hatte mehrmals Gelegenheit in ihren Zirkeln zu seyn, und muß zur Ehre Blankenburgs gestehen, daß ich wenig Städte dieser Größe habe kennen lernen, wo der Ton so gut, so fein, so angenehm, und doch dabey so ganz ohne allen Zwang, und höfische Ziererеyen und Armseligkeiten gewesen wäre. Ueberall herrscht eine gefällige Ungebundenheit, eine Vertraulichkeit gegen einander, die jedoch nie die Grenzen der Sittlichkeit, auch nicht mit einem Ausdrucke überspringt, eine Höflichkeit gegen Fremde, eine Feinheit und Abgeschliffenheit der Sitten, die gefallen muß. Nur bemerkte ich zu meinem Misvergnügen, daß man auch hier das Kartenspiel sehr liebt, und sehr hoch spielt.

Die Lebhaftigkeit der Blankenburger Gesellschaften wird jezt besonders durch den Schwarm von Emigranten vermehrt, welcher sich hier aufhält, und theils das Gefolge Ludwig XVIII ausmacht, theils privatisirt. Die den Franzosen eingeimpfte Feinheit im Betragen bahnte allen sehr bald den Weg in die ersten Gesellschaften; und, da man sie in derselben ausdauernd fand, so erwarben sie sich leicht die Liebe der Blankenburger. Eine natürliche Folge dieser Verschmelzung war die, daß ihre Sprache allgemeiner wurde, besonders, da sich wenige auf die Er-

lernung der teutschen legten. In Gesellschaften hörte ich mehr französisch als teutsch reden, auch wenn kein Franzmann gegenwärtig war. Jeder bejahrte Mann war durch die Umstände genöthigt, sein bischen Französisch, das ihm vielleicht in der Jugend mit Mühe eingeprägt war, wieder aus dem staubigen Winkel seines Gedächtnisses hervor zu kramen, und fortzusetzen, und Damen, von denen man es nicht erwarten konnte, welche schon längst über die Jahre der Koketterie ein Viertelssäculum hinaus waren, plapperten eben so geläufig ihre Worte hin, wie die jungen, aufblühenden Knospen.

Unter allen freudigen Gefühlen, welche ich während meines Aufenthalts in Blankenburg empfand, im Genuße manches frölichen Augenblicks, im Zirkel braver Menschen, wurde ich nur zu oft durch den Anblick eines Unglücklichen, eines Leidenden verstimmt, der hier, unter Heitern traurig, unter Freudigen ängstlich sein Daseyn verlebt, der durch sich selbst ein redendes, lebendiges Bild der Hinfälligkeit aller Erdenschätze, der Wandlung aller Dinge aufstellt. Ludwig der Achtzehnte nemlich, Bruder des einst so geliebten, des einst so reichen und mächtigen Ludwigs, des Sechszehnten Königs von Frankreich, lebt hier, verwiesen aus dem Lande, das ihn gebar, entfernt von allen Glücksgütern, die er sonst

die seinigen nennen durfte, herabgesunken von der Staffel der Ehre und des Glanzes, auf der er stand, in eingezogener Stille, im ängstlichen Erwarten der Entwickelung seines Schicksals, ein kummervolles, banges Leben. Er, der im vollesten Genuße jedes irdischen Glückes, jedes, auch des üppigsten Bedürfnisses, empor gewachsen, der es gewohnt war, selbst die leisesten seiner Wünsche von Jugend auf erfüllt zu sehen, der Mangel und Sorgen nur den Namen nach kannte, dem, vermöge seines Standes, Entbehrung und Entsagung irgend eines Gutes, fremde Empfindungen blieben, dieser muß jezt, herausgerißen aus allen bisherigen Verhältnissen, von den Wohlthaten anderer leben, muß nun erst alle die ungewohnten und unangenehmen Lagen des Lebens ertragen lernen, die ihm fremd waren, muß jezt erst mit Entbehrung sich vertraut zu machen suchen, und überdies noch in steter Gefahr wegen Nachstellung seines Lebens schweben. O warlich! wenn man dieses alles erwägt; wenn man sich so ganz in die Lage dieses unglücklichen Prinzen sezt; so muß man, man sey einer Parthie zugethan welcher man wolle, gewiß gestehen, daß mehr als männliche Festigkeit, mehr als gewöhnliche Stärke dazu gehören, um von solchen empfindlichen Streichen des Schicksals nicht niedergeschmettert zu werden, um nicht ganz dem Drucke derselben zu unterliegen.

Und dennoch wird über den armen Ludwig, der gewiß diese Behandlung nicht verdiente, oft so hämisch geurtheilt, und er, als seines Looses schuldig, schlechthin, ohne nähere Beleuchtung der Umstände, verdammt. Für ihn muß dies, bey Gott! ein schmerzhaftes Gefühl seyn, sich so verkannt, und in eine Klasse mit dem Taugenichts, Artois, gesetzt zu sehen.

Nachdem er sein Vaterland bey Nacht und Nebel, zu Fuß, verlassen hatte; nachdem er lange Zeit umhergeirrt, von einem Orte zum andern geflüchtet war, gleich einem vogelfreyen Menschen keinen Schritt ohne Furcht thun konnte; nachdem ihm mancher kleine teutsche Fürst, der es sich vor zehn bis zwölf Jahren zum größten Glücke geschätzt haben würde, sich in Paris in seinem Vorzimmer nur vor ihm beugen zu dürfen, den Aufenthalt in seinem Ländchen versagt hatte; nahm ihn endlich der menschenfreundliche Herzog von Braunschweig hier auf. Er verstattete ihm und seinem Gefolge nicht nur einen Aufenthalt in Blankenburg, sondern sorgte auch noch in so fern für seine Sicherheit, daß er befahl, keinen Franzosen nach Blankenburg einzulassen, dem Ludwig nicht die Erlaubniß dazu geben würde. Auch ließ er ihn stets benachrichtigen, wenn vielleicht ein neuer Plan zu seiner heimlichen Ermordung reif geworden, und die Mörder schon ausgesendet waren.

Seit dem Ende des Monats August 1796 wohnt er hier in einem Privathause in der Stadt, für welches er monatlich sechs und neunzig Thaler zahlt. Zwar wollte der Herzog ihm das Schloß einräumen; allein, die Entlegenheit desselben schien Ludwigen gefährlich. Er setzte sich daher in das Herz der Stadt, und lebt hier, nicht als Prätendent der Krone Frankreichs, sondern unter dem Namen Comte de Lille; indessen wird ihm das „Sire" nicht versagt. Sein Gefolge, oder die Personen, welche seinen kleinen Hofstaat ausmachten, und mit an seiner Tafel speisten, als ich dort war, waren folgende: der Duc d'Angouleme, Artois ältester Sohn; die Prinzessin Marsannie, seine ehemalige Hofmeisterin; der Baron von Flachslanden, ein Elsaßer; der Duc de Villequier, welcher seine Geldaffairen besorgt; der Comte de Coßée; der Vicomte d'Avaray, welcher mit ihm zu Fuß aus Frankreich entwich; der Vicomte d'Agoult; der Duc de Guiche; der Marquis de St. Priest; der Marquis de Jaucourt; der Baron Rolle, ein Schweitzer; der Abbé de Marin, sein Beichtvater; der Duc de Perry, und der Abbé Edgworth, ein Schotte, welcher Ludwig XVI auf das Schaffot begleitete. Außer diesen hatte er noch einen Arzt, de Vergnie, einen Chirurgus, Colon, mehrere Bedienten, Kutscher, Köche und dergleichen bey sich, so, daß sich die Zahl aller dieser, mit Inbegriff der

Privatsekretairs und Bedienten seiner Gesellschafter, auf dreyßig belief.

Genau genommen, könnte diese Suite freylich mehr eingeschränkt werden. Denn wozu sind ihm die Menge von zehrenden Geschöpfen nöthig? Wenn man aber bedenkt, daß mehrere derselben nicht von ihm besoldet werden, sondern ganz von eigenem Vermögen leben, nur seiner Person wegen sich bey ihm aufhalten, und an seiner Tafel mit speisen; so ist die geringe Ausgabe, welche ihm dadurch verursacht wird, sehr wohl verzeihlich. Und wer wird es ihm überdies verdenken, daß er mehr Unglückliche um sich versammelt! es bleibt ja doch nun einmal ein Trost und eine Beruhigung, wenn gleich eine trügerische, mehrere gleich Unglückliche neben sich leiden zu sehen.

Sein Hauptgeschäft ist die Führung der Korrespondenz an seine Freunde und Anhänger in Frankreich. Durch sie hat er es bekanntermaßen schon einigemal versucht, Gegenrevolten zu bewirken; allein stets umsonst. So sehr ihm dieses auch von Vielen zum Verbrechen angerechnet wird, so kann ich doch darin nichts Strafbares entdecken. Hascht nicht der Schiffbrüchige, den die Wellen des tobenden Meeres hin und hertreiben, gierig nach jedem Halm der ihm entgegnet, um sich zu retten? warum

soll ein Unglücklicher, dem man Alles raubte, nicht auch zur Wiedererlangung seines rechtmäßigen Gutes, jedes Mittel anwenden! — Freylich bemühst du dich umsonst, armer Ludwig, gegen den gewaltigen Strom der Zeit zu schwimmen; umsonst wirst du durch deine wenigen Anhänger die große Masse deiner Gegner über den Haufen werfen können, so sehr du es auch hoffen magst. In der That, er soll die größte Hoffnung stets nähren, einst wieder auf dem Throne seiner Vorfahren zu sitzen, und sich weder durch die Umstände, noch durch Thatsachen von dieser Idee ablenken lassen. Und wer wollte ihm auch diesen eitlen Wahn benehmen, wer wollte ihm durch Vorstellungen diese so süße Hoffnung rauben, mit welcher sein niedergedrückter Geist sich noch stärkt! — Wer benimmt einem Kranken gern die reizvolle Aussicht der Genesung! —

Zu seiner traurigen Lage trägt noch eine immerwährende, peinigende Furcht vor seinen Mördern viel bey. Seit jenem Schuße, den man in Dillingen nach ihm that, der ihm auch am Kopfe wegstreifte, und wovon er die Binde mit nach Blankenburg brachte, lebt er in ewiger Angst und Besorgniß. Wenn er spatzieren geht, welches gewöhnlich vor der Tafel geschieht, so umgiebt ihn stets sein Schwarm von Duc's und Comte's, und die Bedienten müssen

in der Ferne umher gehen, und jeden Verdächtigen von ihm abhalten, oder genau beobachten. Einst erhielt er vom Herzoge die Nachricht, daß neue Mörder gegen ihn ausgesendet wären, und er sich gehörig vorsehen möchte; da kam er volle sechs Wochen nicht aus seinem Zimmer. Nach Verfluß derselben wagte er es endlich wieder, auszugehen, und kaum war er einige Schritte von seinem Hause weg, als plötzlich ein Mensch vor ihm nieder fällt. Ludwig erschrickt heftig, eilt schnell zurück, man hält den Menschen an, befragt ihn um die Ursache seines Benehmens, und da ergiebt es sich denn, daß es ein armer bettelnder Teutscher war, der um ein Almosen hatte flehen wollen, welches ihm Ludwig auch, ungeachtet des verursachten Schreckens, nachher nicht versagte.

Um vier Uhr Nachmittags hält er seine Tafel, welche nur mit vier Schüsseln besetzt wird. Abends ißt er gar nicht. Von zehn bis zwölf Uhr Nachts wird gespielt. So verlebt er alle Tage; denn in Gesellschaften geht er nicht, und von Blankenburgern kommen äußerst wenige, und auch diese nur selten zu ihm. Er fährt auch nie aus, noch weniger reitet er, obgleich acht Pferde für seine Person von ihm gehalten werden. Seine Gesellschafter kommen dagegen desto häufiger in die Zirkel der Stadt, und dürfen

auch in Begleitung eines herzoglichen Jägers auf die Jagd gehen, und das, was sie an kleinem Wildpret schießen, für sich behalten.

Mit Inbegriff mehrerer Emigranten, welche hier theils privatisiren, theils sich niedergelassen haben und Gewerbe treiben, mögen wohl an sechszig bis achtzig Franzosen in Blankenburg leben. Daß dadurch der Stadt viel Nahrung zufließt, ist gewiß, und besonders gewinnt die produzirende Klasse der Einwohner dabey; desto nachtheiliger aber ist ihr Aufenthalt denen, welche von Besoldungen leben müssen, da der Werth aller Konsumtibilien sehr gestiegen ist, und diese nicht wie jene ihre Einnahmen durch eine Preiserhöhung ihrer Fabrikate vermehren können. Man hörte daher stets verschiedene Aeußerungen in Ansehung des Wunsches über ihren längern Aufenthalt.

Während ich in Blankenburg war, fiel gerade das jährliche sogenannte Kinderfest ein, welches der Tag ist, an welchem diejenigen Kinder der da errichteten Industrieschule, welche sich durch Thätigkeit und Fleiß ausgezeichnet haben, öffentlich mit Prämien beschenkt werden. Diesem wohnte ich mit bey. Nachmittags gegen drey Uhr kam eine Gesellschaft auf dem Schützenhause zusammen, und wand hier eine Parthie Kränze, womit sie die Kinder beschen-

ken wollte, während welcher Zeit sich diese, alle weiß und roth gekleidet, unter den hohen Linden vor dem Hause versammelten. Als sie beysammen waren, kam Ludwig XVIII. angefahren. Beym Aussteigen streuten die Kinder Blumen vor ihm her, und stimmten zugleich, unter musikalischer Begleitung, das englische bekannte Volkslied: God save the King etc. an. Diese unerwartete Huldigung mußte ihm sehr angreifend seyn, denn er konnte seine Thränen nicht zurückhalten, und zu einigen Umstehenden sagte er mit inniger Rührung, daß dies die erste Ehrenbezeigung sey, welche ihm seit seiner Entweichung aus Frankreich wieder zu Theil würde. Von allen seinen Gesellschaftern begleitet trat er in den Saal, welches das erstemal war, wo er in einer öffentlichen Gesellschaft während seines hiesigen Aufenthaltes erschien. Mit sehr heiterer Miene begrüßte er die Anwesenden, wußte jedem, und besonders den Damen, etwas Verbindliches zu sagen, und unterhielt sich stets, doch nie teutsch. Hierauf trat er an das Fenster, um die Kinder zu sehen, wo ich Gelegenheit hatte, ihm ganz nahe zu seyn. Sein Körperbau ist nicht schön, denn er ist klein und stark. Im vollwangigen Gesichte herrschte viel Gutheit, aber wenig Geist, doch nahm es durch einen unverkennbaren Zug von innerm Kummer, und durch ein vorzüglich schönes, dunkles Auge ein, in welchem ich sehr deutlich die Empfindung zu

lesen glaubte: „O! was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben, sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder*)!“ Uebrigens war er sehr einfach gekleidet, und nur ein simples rothes Band, ein Ordenszeichen, bemerkte ich durch ein Knopfloch gezogen. Unter seinem Gefolge sah ich mehrere wohlgebildete Männer, doch alle ganz simpel gekleidet. Sie nannten ihren Herrn stets Sire und Votre Majesté. An der Seite seines Neffen, des Duc d'Angouleme, stand er am Fenster und sah hinab, sein Körper bewegte sich aber stets, er weilte nie lange auf einer Stelle, sondern trippelte gleichsam beständig hin und her.

Die Kinder hatten sich indessen in einen halben Zirkel formirt. Nach einigen Minuten Trompeten- und Paukenschalls hielt der Direktor der Industrieschule, der Regierungsrath von Hoim, eine Rede, wovon man jedoch wegen des heftigen Windes wenig verstehen konnte. Als diese geendigt war, zeigte diesem ein Lehrer diejenigen Subjekte an, welche sich vorzüglich fleißig im verflossenen Jahre gezeigt hatten. Jetzt ging Ludwig hinab. Musik und einige der Kinder, welche Blumen vorherstreuten, empfingen und führten ihn in den Kreis. Hierauf nahm er

*) Göthe's Egmont.

einen Myrthenkranz, winkte dem Mädchen, das als die verdienstvolleste angezeigt war, setzte ihr denselben auf, hing ihr ein Medaillon mit passender Inschrift um, und küßte sie dann auf beyde Wangen. Eben dieses that auch sein Neffe mit dem zweyten Mädchen, und nun fuhren die Damen der Gesellschaft fort, auch die übrigen Kinder zu bekränzen. Ludwig kam wieder in den Saal zurück, sah noch einige Zeit dem Tanz der Kinder zu, und empfahl sich hierauf. Der Tanz dauerte bis gegen Abend fort, wo sich mehrere der Gesellschaft mit einmischten, und spät erst schied man vergnügt auseinander.

Das Schloß in Blankenburg liegt sehr hoch. Vom Markte aus, der schon ziemlich erhaben ist, führen 112 Stufen hinauf, und dann geht es noch eine lange Strecke in einer Lindenalle bergan, so daß man sich ganz müde und matt steigt. Als ich oben war, kam ein alter Invalide, mit welchen sowohl das Schloß- als auch die Stadtthore besetzt sind, auf mich zu, und fragte französisch: „Ob ich das Schloß besehen wolle?“ Ich bejahte es, und fragte ihn zugleich, ob er auch ein Emigrant sey? „Nein,“ antwortete er teutsch; „aber ich habe im siebenjährigen Kriege das Französische wohl lernen müssen, denn ich bin ein halbes Jahr als Staatsgefangener in Frankreich gewesen.“ Ungeachtet der Miene von

Wichtigkeit, welche er sich hierbey gab, indem er sich aus einem gemeinen in einen Staatsgefangenen umwandelte, hielt er es doch nicht unter seiner Würde, sein Haupt zu entblößen, und mir den Hut zur Darreichung einer kleinen Gabe vorzuhalten. Mit blizzenden Augen empfing er die Kleinigkeit, welche ich ihm hinreichte, und lief noch zur Dankbarkeit zum Kastellan des Schlosses, mich anzumelden. Nach einigen Minuten kehrte er zurück mit den Worten: „Sie liegen noch im Bette (nämlich der Herr Kastellan), werden aber sogleich erscheinen.“

Während dieser seine Toilette ordnete, trat ich in den Schloßhof. Dieser bildet, von den vier Flügeln des Schlosses umgeben, ein kleines Viereck, das mit hohem Grase überwachsen ist. Es war überall still, öde und traurig; nur das in zwey eiserne Tröge laufende Wasser, und hin und wieder eine Schwalbe, die hier ungestört unterm Dache ihre einsame Wohnung angeheftet hatte, unterbrach die schauerliche Ruhe, die hier herrschte.

Ich mußte ziemlich lange auf meinen Cicerone warten, und schon wollte ich voll Unwillen selbst zu ihm hin, als die sonderbare Figur erschien, die es allein schon verdient, daß man den sauren Weg heraufsteigt. Klein, dick und plump geformt, mit schwappelnden, auf die Schultern hängenden Backen

kleinen, naseweisen Augen, in dicke Pelzstiefeln und einen schmutzigen, modernden Schlafrock gehüllt, kam der ehemalige herzogliche Kammerhusar auf mich zu, und machte mir gleich eine detaillirte Erzählung von seinen gichtischen Zufällen, in welcher ich ihn aber bald unterbrach, und um Oeffnung des Schlosses bat. Dies that er endlich, indem er mich folgen hieß; und sagte: „Wenn Sie nun was wissen wollen, so fragen Sie mich.“

Ich brachte drey volle Stunden zu, ehe ich die 275 Zimmer, Kammern und Säle durchgehen konnte, welche das Schloß, nach der Aussage meines Führers, enthalten soll. Ich habe sie nicht gezählt, kann daher diese Angabe nicht verbürgen; aber so viel ist gewiß, daß ihre Zahl groß ist. Alle sind sie noch im ältesten Style dekorirt und möblirt. Die darin vorhandenen Gemälde besagen, wenige ausgenommen, nicht viel; die bessern wurden nach Salzthalen geschafft. Der kleine Kastellan bemüht sich indessen nicht wenig, allen einen höhern Werth beyzulegen, als sie haben, und die Preise derselben multiplíziren sich mit einer solchen Fertigkeit in seinem Munde, die Namen eines Mengs, Rubens, van Dyk, Raphaels und anderer sind ihm so geläufig, die entscheidendsten Beurtheilungen strömen so unaufhaltsam von seinen Lippen, daß er einem Ungelehrten in der Kunst als ein

wirklicher Kenner erscheinen muß. Diese beyspiellose Unverschämtheit im Lügen geht bey ihm so weit, daß er selbst Personen, welche über solche Gegenstände zu urtheilen fähig sind, nicht zum Worte kommen läßt, und mit impertinenter Frechheit seine Meynung zu behaupten sucht. In der That, nur von Beireis in Helmstädt hörte ich einst noch größere Lügen für Wahrheit ausgeben; sonst ist mir noch kein Mensch vorgekommen, der über den blankenburger Kastellan den Preis errungen hätte.

Außer jenen bessern Gemälden findet man hier weniges, was eine Erwähnung verdiente; doch darf ich nicht ein elfenbeinernes Kruzifix übergehen, welches in der Schloßkirche auf dem Altar steht, und überaus sauber und schön gearbeitet ist.

Ueber der Kirche befinden sich noch in einem Zimmer die leeren Repositorien, worin eine ansehnliche Bibliothek aufgestellt war. Sie bestand einst aus fünfzehntausend Bänden, wurde aber vor einigen vierzig Jahren mit der wolfenbüttelschen vereinigt, und nichts als dies Gerippe blieb stehen, so wie über der Eingangsthür das Wort mit goldnen Buchstaben „Bibliothec.“

Der Schloßbrunnen, welcher ehedem im Gange war, jetzt aber verbaut ist, verdient auch noch einer Erwähnung. Er ist in den Fels gehauen, vier und

dreyßig Lachter tief, und durchaus mit Mauerwerk eingefaßt. Zum Wasserspiegel desselben kann man mittelst 145 Stufen gelangen, welche inwendig an der Seite hinablaufen. Er soll zur Zeit, als man ihn grub, drey und zwanzig tausend Speciesthaler gekostet haben. Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß, als 1713 das Brunnenhaus abbrannte, man Zimmer über ihm anlegte, und ihn so zu jedem Gebrauche, wo nicht ganz untauglich, doch wenigstens sehr beschwerlich machte *).

Die von jeder Seite des Schlosses verschiedenen Aussichten auf die Stadt und die umliegende Gegend sind überaus schön und reizend, die Fläche, welche man übersieht, groß. Halberstadt, Quedlinburg, die Thürme von Magdeburg, eine Menge von Dörfern und kleinern Städten, die Veste Regenstein im Vordergrunde, die hohen, pittoresken Felsen der Teufelsmauer, weite Ebenen, Berge und Thäler, alles dies bildet eine der schönsten Landschaften, der nichts als ein Fluß zur Vollkommenheit fehlt. Man sieht sich nicht müde an den mannichfachen und reizenden Kompositionen der Natur, an den mit so voller Hand hier verschwendeten Schönheiten derselben. Mit inniger Theilnahme weilte mein Auge auf diesem Gemälde

*) Stübner Th. I. S. 2555.

voll Lebens, voll Freude, Arbeitsamkeit und Ueberflusses, und ungern nur verließ ich diesen schönen Standpunkt. Und diese angenehme Wohnung, dieses mit so reizvollen Gefilden umgebene Schloß bewohnt niemand, als jener äsopisch geformte Kastellan! — Selbst der Herzog, wenn er hierher kommt, welches äußerst selten geschieht, hält sich dann auch nur wenige Tage auf, obgleich das blankenburger Schloß das vorzüglichste unter allen seinen Schlössern ist.

Der unterm Schlosse gelegene Garten besagt wenig. Seit der Regierung des französischen Geschmacks in den Gärten, wo man zwischen Tannen-, Aepfel- und Birn-Evantaillen wandelte, ist nichts darin geändert; man stößt daher noch auf gedrechselte Hecken und grüne Wände, welche von steinernen Figuren belebt werden.

Die Luisenburg, oder das Luisenhaus, ein kleines, in achteckiger Form gebautes Häuschen, liegt, vom Schlosse eine Viertelstunde entfernt, höher im Walde hinauf. Die Aussicht von da müßte noch weit ausgebreiteter seyn, als die vom Schlosse, wenn nicht die ringsumher stehenden Bäume es ganz verhinderten, mehr als man zwischen den Zweigen hindurch erblickt, zu sehen. Da niemand dafür Sorge trägt, diese Hindernisse wegzuräumen; so wird der Zweck

seiner Erbauung endlich ganz wegfallen, welches in der That zu bedauern ist. Welche Summen würde man nicht in Hamburg oder Berlin dafür geben, einen solchen überaus reizenden Standpunkt, einen so hohen mit den schönsten Waldungen bedeckten Berg in der Nähe zu haben, um ihn zum Orte des Vergnügens und der Erholung gebrauchen zu können, indessen man ihn hier seinem Schicksale überläßt, und vielleicht erst, wenn Stürme und Witterung alles zermalmt haben, seinen Werth kennen lernt, und den Verlust desselben bedauert! Aber so geht es ja mit allen Dingen, die wir im Ueberfluß besitzen; wir sehen ihren Werth nicht eher ein, bis sie uns genommen sind. Dann wünschen wir uns zurück in die Tage des Besitzes, dann zürnen wir mit uns selbst, daß wir so gleichgültig dagegen seyn konnten, kurz, dann lernen wir erst ihren Werth kennen. Ungeachtet ich wenig ferne Aussicht auf diesem Hause hatte, so erquickte mich doch der Blick auf ein in der Mitte der Wälder gelegenes Thal. Ein dunkles Grün überzog seinen Boden, auf welchem eine zahlreiche Heerde weidete. Melancholie-athmend war das ganze Gemälde; still alles umher; dicke Wälder, hohe Berge im Vorder- und Hintergrunde. Lange schwärmte ich mit meinen Augen auf selbigem, und spät erst schlich ich langsam den Pfad hinab.

Die Veste Regenstein.

An einem schönen Morgen besuchte ich die Ruinen der Vestung Regenstein, welche Blankenburg gegenüber, auf der nördlichen Spitze der Felsen der sogenannten Teufelsmauer liegt. Der einzige Weg, auf welchem sie erstiegen werden kann, läuft immer schräg zwischen Gebüsch hinauf, sonst sind alle Zugänge durch die perpendikulär herablaufenden Felsen, oder durch natürliche Vormauern abgeschnitten. Daher es gar keine unpassende Idee war, diesen Klumpen zu einer Vestung einzurichten, besonders da sie ganz isolirt im flachen Felde lag, und von keinem Berge umher beschossen werden konnte. Ehe man die oberste Fläche erreicht, kommt man durch zwey gewölbte Thore, die aber größtentheils abgebrochen worden sind, um die schönen Quadersteine, aus welchen sie bestehen, noch zu nutzen. Von den Vestungswerken und Gebäuden selbst steht wenig noch, außer was in den Felsen eingehauen ist. Da entdeckt man noch viele Gemächer, Keller und kleine Behältnisse, ja sogar die Stellen, wo die Betten gestanden haben mögen, und welche in die Seitenwände der Gemächer eingehauen sind. Was aber zur Ergänzung der auf diese Weise gefertigten Wohnungen noch hinzugebaut war, davon ist nichts mehr zu sehen, das zerstörte Gewalt und Zeit. Der Brunnen, welcher sich oben befindet, ist noch

sehr tief, ungeachtet er mit Vorsatz an 30 Fuß tief verschüttet wurde, und noch stets durch die vielen hineingeworfenen Steine immer mehr damit angefüllt wird. Ich hatte, um seine gegenwärtige Tiefe auszumessen, sechszig Ellen Bindfaden mitgenommen; allein sie reichten nicht zu. Wasser ist gar nicht mehr darin.

Ein treffliches, aber für eine mit Schwindel behaftete Person gefährliches Plätzchen ist auf der äussersten Spitze des Felsens der sogenannte Generalssitz. Dies ist eine ganz runde, in eine Sandsteinmasse, welche noch einige Fuß über den Felsen herausspringt, und so gleichsam in der Luft schwebt, eingehauene Bank, wo in vorigen Zeiten der Kommandant seinen Sitz gehabt haben soll, um die Gegend besser beobachten zu können, daher auch der Name. Von dieser Stelle kann man den ganz senkrecht ablaufenden Felsen genau beobachten, an welchem auch der kühnste Gems es umsonst wagen würde heraufzuklimmen.

Die Grafschaft Regenstein, eigentlich Reinstein, welche gegenwärtig den Westerhausischen Kreis des Fürstenthums Halberstadt ausmacht, ist ursprünglich eine rechtmäßige Besitzung der Herzöge von Braunschweig, diesem Hause aber auf eben solche unbillige Weise entrissen worden, wie Aschersleben dem Anhal-

tischen, daher die Geschichte Reinsteins ein herrlicher Pendant zu jener ist.

Das Schloß Reinstein erbaute Heinrich der Finkler im Jahre 919. Er, der zur Bändigung der Hunnen alles aufbot, und deshalb Hügel und Berge mit Wartthürmen und Schlössern besetzte, gab auch dem Reinsteinschen, in dieser Absicht, sein Daseyn. Die Herzöge von Sachsen und von Braunschweig erhielten es, nebst Zubehör, als seine Nachfolger in Rücksicht der herzoglichen Würde, welche die Grafen von Blankenburg wieder damit beliehen. Aus einer jüngern Linie derselben entsprangen die Grafen von Reinstein, welche 1599 aber wieder ausstarben. Die Grafschaft fiel daher an Braunschweig zurück, und Herzog Heinrich Julius nahm von ihr als Lehnsherr Besitz. Er ließ sich mit vielem Gepränge huldigen, welches Brandenburg ganz ruhig geschehen ließ, und nur die halberstädtischen, den ehemaligen reinsteinschen Grafen konferirten Lehen zurücknahm. Braunschweig blieb im ungestörten Besitz bis 1628, wo die Unruhen des dreyßigjährigen Krieges sich auch bis in diese Gegend verbreiteten, und auf kaiserlichem Befehl, ohne eine weitere Veranlassung, die ganze Grafschaft dem Grafen von Wallenstein, als ein Unterpfand für die 50000 Gulden angewiesen wurde, welche derselbe an die kaiserliche Kriegskasse gezahlt

hatte. Dieses widerrechtliche Verfahren erfuhr man nicht so bald am braunschweigischen Hofe, als man dagegen protestirte und appellirte; allein dies geschah vergebens. Wallenstein blieb im Besitze, fand sich aber mit Braunschweig dahin ab, daß einige Stücke der Grafschaft von Braunschweig zu Lehn gehen sollten. Indessen war er nur kurze Zeit Herr davon; denn schon im folgenden 1629sten Jahre trat er sie, gegen Erlegung jener 50000 Gulden, dem kaiserlichen Generalmajor, Grafen von Merode, ab, der sie bis 1631 inne hatte. Denn als Tilly die Schlacht bey Leipzig verlor, und die Flüchtlinge bis ins Halberstädtische verfolgt wurden, floh auch der Graf, und da griff Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig wieder zu, nahm alles von neuem in Besitz, und zahlte dem Merode die 50000 Gulden zurück, Hierauf blieb sie bis 1642 in den Händen des braunschweigischen Hauses, wechselte aber oft in den Linien desselben, indem sie 1634 an die Zellesche, 1635 an die Haarburgische, und 1642 wieder an die Zellesche und Wolfenbüttelsche Linie kam *). Im folgenden 1643sten Jahre wurde sie ihm aber auf immer wieder entrissen.

Der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oestreich betrachtete nämlich Regenstein als ein vom Bisthum

*) Stübner, 1r Th. S. 176.

Halberstadt relevirendes Lehn, und als Bischof dieses Stifts glaubte er sich dazu berechtigt, damit nach Willkühr schalten zu können. Er belieh daher 1643 seinen Oberkammerherrn, den Grafen von Tättenbach damit. Das Domkapitel sowohl als Kaiser Ferdinand III genehmigten diese Beleihung, und Braunschweig — mußte der Gewalt weichen, und ihn auch mit seinen Lehen der Grafschaft beleihen; welches alles im westphälischen Frieden bestätigt wurde *). Da nun in diesem Friedensschluße Brandenburg das Bisthum Halberstadt erhielt; so wurde ihm auch Reinstein als Appendix davon eingeräumt, doch festgesetzt, daß der Graf von Tättenbach im Besitz bleiben, und dem Hause Braunschweig seine Rechte auf das Schloß Westerburg vorbehalten bleiben sollten. Tättenbach starb hierauf, und die Grafschaft fiel an seines Bruders Sohn, den Grafen Hans Erasmus von Tättenbach, der zugleich mit seinem Onkel bereits damit beliehen war. Als aber dieser 1670, in Verbindung mit dem Grafen Nadasti, Serini und Frangipani wider Leopold dem Großen Unruhen anstiftete, und 1671 enthauptet wurde; so zog Brandenburg die Grafschaft Regenstein als ein eröffnetes Lehn ein. Kaum war dies geschehen, und preußische Truppen in alle Dörfer derselben gelegt, als

*) v. Meyern acta pacis Westphal. T. VI. p. 401.

auch braunschweigischer Seits Besitz genommen wurde; allein man mußte weichen, denn die preußische Besatzung wurde verstärkt, und besonders der Regenstein fest gemacht. Braunschweig widersetzte sich zwar, verlangte seine Lehnsstücke zurück, es kam auch in Werningerode zu Unterhandlungen, wobey Sachsen den Vermittler machte; allein sie zerschlugen sich wieder. Braunschweig machte hierauf die Sache beym Reichskammergerichte anhängig, wo sie aber hängen geblieben ist, und Brandenburg ist bis auf diese Stunde noch im Besitze.

So verlor Braunschweig diese nicht unbeträchtlichen Besitzungen auf immer, denn in unsern Tagen möchte wohl an eine Zurückgabe nicht zu denken seyn. König Friedr. Wilhelm von Preußen soll am Tage der Taufhandlung des jetzigen Herzogs von Braunschweig demselben die Grafschaft Regenstein als Pathengeschenk haben geben wollen; allein der alte Herzog soll ihm geantwortet haben, daß er eine Sache, welche ihm von Gott und Rechtswegen bereits gehöre, nicht erst geschenkt nehmen könne. In der That, es war dies eine großmüthige, mit einer guten Dosis Stolz vermischte Antwort; allein ich hätte ihm doch rathen wollen, zuzugreifen; denn auf eine leichtere Art möchte wohl nie die Wiedererlangung da statt finden, und wider

den Stachel läßt es sich doch nun einmal nicht gut lecken.

In Gesellschaft einiger würdigen Männer, welche ich während meines Aufenthaltes in Blankenburg kennen lernte, fuhr ich eines Morgens nach der Baumanns- und Bielshöhle, welche nur zwey gute Stunden von Blankenburg entfernt sind. Der Weg dahin läuft immer durch Waldungen, und verliert nicht eher seine Eintönigkeit, bis man in das Rübelander- oder Boden-Thal hinabfährt.

Beyde Höhlen befinden sich in den Bergen, welche das Dorf Rübeland einschließen, und zwischen welchen die Bode hinfließt. Die ältere Baumannshöhle besuchten wir zuerst. Sie liegt dem Flüßchen zur Linken, und man muß erst den Berg ganz hinauf steigen, um zu ihrem Eingange zu gelangen.

Hier war schon unser Führer mit den schmutzigen Bergmannskitteln, welche er uns umhieng, jedem eine Lampe gab, und dann, nach einer in poetischer Prosa gehaltenen Anrede, den Gang mit uns eröffnete. Ich kam nur bis in die vierte Höhle; das Gefahrvolle der Bahn hielt mich zurück weiter zu

gehen, doch sah ich schon in diesen das Wunderbare dieses Naturspiels, das schreckenvolle Innere dieses unterirdischen Gewölbes hinlänglich. Mit Angst erfüllt blickte mein Auge an den mächtigen über mir ineinander gefügten Felsmassen hinauf, und der Gedanke: wenn diese jezt über dich zusammenstürzten! peitschte mein Blut doppelt durch alle Adern. Ich übersah mit ängstlichem, flüchtigem Blicke, die durch das stets herabtröpfelnde Wasser entstandenen Figuren, welche im Grunde die Aufmerksamkeit nicht verdienen, die man ihnen gewöhnlich widmet, und ungeachtet der Führer mir stets Muth zusprach, und versicherte, daß schon Herzöge, Fürsten und Grafen unbeschädigt alle Höhlen durchgangen wären; so glaubte ich doch, daß mich dies nicht sicher stellen könnte, und kroch mehr als ich ging, durch diese Kammern des Todes zurück, und, o wie froh war ich, Gottes heitern Himmel wieder über mir zu sehen!

Ja, schöner mahlte sich im goldnen Abendschimmer
Des Thales Lieblichkeit, der Tannen dunkles Grün,
Der Felsen braunes Roth, durchwebt mit Sternen-
Glimmer,
Und alles rief mir zu:
Natur, wie schön bist du!

Doppelt reizend schien mir das Thal zu meinen Füßen, durch welches sich die Bode windet, und

doppelt erquickte mich die reine ätherische Luft, und der narkotische Geruch, welcher den Tannenwäldern entstieg. Arbeit und Betriebsamkeit verbreiteten Leben zwischen den Hütten und schwarz beräucherten Wohnungen. Das Pochen der Eisenhämmer, das Schnattern der Mühlen, welches von den hohen Bergen zurück gegeben wird, erfüllt das Thal mit Munterkeit. Glückliches Völkchen, das diesen Winkel der Erde bewohnt, das entfernt vom Tand der Welt, unbekannt mit ihrem Flitter, ruhig und in Abgeschiedenheit seine Tage froh verarbeitet, wie seyd ihr neidenswerth! Ihr kennt keine Bedürfnisse, als die der Natur, ihr fühlt Zufriedenheit, wenn diese gestillt sind, eure Begriffe umgiebt ein enger Wirkungskreis, in ihm fühlt ihr euch glücklich. Wenn ihr am Abend eines mühvollen Tages die matten Glieder auf's harte Lager streckt, dann drückt euch der Gott des Schlummers die Augen zu, dann wälzen sich nicht finstre Wolken vor euch hin, dann scheucht kein folterndes Gewissen die Ruhe von euch hinweg. Wenn ihr am frühen Morgen die Lagerstätte verlaßt, und mit dem jungen Tage die Arbeit wieder beginnt, dann fühlt ihr neugestärkt die markvollen Glieder, die kein schleichendes Gift zernagt.

Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr Gemüthe,

Die Lust macht sie gering, und die Gesundheit leicht,
In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht.
Wohl dir, vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschick,
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß versagt,
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst
zum Glück,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.

So sang einst Haller von den glücklichen Alpenbewohnern, und ich sing' ihm nach von den Bewohnern dieses Thales. Jene waren sonst glücklich, vielleicht sind sie es nicht mehr, seit die Geißel des Aufruhrs sich blutig über sie hinschwang; diese sind es noch, da sie der sanfte Scepter eines guten Fürsten regiert, und sie unter billigen Gesetzen die Früchte der Erde genießen.

So schwärmte ich mit meinen Gedanken umher beym Anblick dieses schönen Thales und seiner Bewohner, als meine Begleiter, welche sich tiefer hinab in die übrigen Höhlen hatten führen lassen, zurück kamen.

Wir gingen nun zu dem Führer der Bielshöhle. Dieser, welcher sie zuerst entdeckte, und sie für Reisende fahrbar machte, hat zur Erkenntlichkeit seines Forschungsgeistes von der Blankenburger Cammer ein privilegium exclusivum darüber erhalten. Er allein kann Fremde einführen, und darf sie für un-

angemeldete Gäste verschlossen halten. Ueber der Thür seines Hauses hat er eine Tafel ausgesteckt, wie man in vielen Städten das Bierzeichen ausgehängt sieht, worauf er jeden einladet, seine Höhle zu beaugenscheinigen. Wie häufig dieses geschieht, beweisen die von dem industriösen Herrn Schröder in Werningerode in Druck gegebenen Bücher, in welche sich jeder Fremde einschreibt, und womit dieser Aufseher der Höhle einen Commissionshandel treibt.

Nachdem wir auch hier wieder unsere Kleider hatten wechseln müssen, ging es am rechten Berg-Ufer der Bode hinauf. Der Eingang der Bielshöhle ist bey weitem nicht so schön, wie der der Baumannshöhle; denn kein so hohes natürliches Felsengewölbe umgiebt diesen, so wie jenen *).

Ich war anfangs gar nicht Willens, mich von neuem unter die Erde zu begeben, und zum zweytenmale jene schaudernden Scenen beym schwachen Schimmer einiger Lampen mir zeigen zu lassen; allein, das Zureden meiner Gefährten, und, ich

*) Ein mir unbekannter Reisender hat diesen Eingang vor seinen auf dem Harze gefühlten Gefühlen in Kupfer stechen lassen; aber nur unangenehme Gefühle erregt dieser erbärmenswerthe Stich, und niemand wird sich dadurch ein anschauliches Bild verschaffen können. Besser findet man ihn im ersten Jahrgange des Journals v. u. f. Teutschland abgebildet.

gestehe es offenherzig, die Eitelkeit, sagen zu können, daß ich auch die Bielshöhle befahren hätte, siegten über meine Furcht. Ich stieg hinab, schwankte eine Leiter hinauf, die andere doppelt tief hinunter, und durchkroch fünf oder sechs Höhlen-Abtheilungen; aber dann war meine Neugierde gesättigt, ich kehrte den mühsamen, schlüpfrigen Pfad zurück, der zwar nicht gefährlicher, aber weit beschwerlicher als der in der Baumannshöhle ist. Man muß größtentheils mit gekrümmtem Rücken die Reise machen, welches für einen geschmeidigen Hofmann wohl eine gewohnte Sache seyn mag, aber nicht für einen Reichsstädter. Uebrigens sieht man auch hier einige durch den Zufall gebildete Figuren, worauf der Führer besonders aufmerksam macht, und zur Erklärung derselben vielen Wortkram verschwendet, auch es nicht an Anekdoten dabey fehlen läßt.

Beyde Höhlen haben schon so viele Beschreiber gefunden, daß ich es für ein undankbares Unternehmen halten muß, tiefer in die Geschichte derselben einzudringen, und mehr, als ich davon gesagt habe, noch mitzutheilen, da ich doch nichts Neues würde liefern können. Die besten und gründlichsten Nachrichten über beyde findet man unstreitig in der „Reise durch den Harz, und die hessischen Lande. Braunschweig 1797. 8.“ deren Verfasser der Feld-

prediger Wagner in Rathenau ist. Seine Schilderungen davon sind so anschaulich, so wahr und richtig, daß man alles zu sehen glaubt, wenn man sie mit Aufmerksamkeit ließt; und volle Dienste wird dies Buch dem leisten, der es bey Bereisung der von ihm beschriebenen Orte zu seinem Führer wählt.

Unser Rückweg nach Blankenburg war angenehmer, als der Herweg. Wir fuhren nemlich im Thale hinab an der Bode entlang. Bey jeder Biegung des Weges stellen sich die angenehmsten Partien dar. Die schönsten Tannen bedecken auf beyden Seiten die hohen, kahlen Berge, und ihre Wipfel durchschwirrt ein immerwährendes sanftes Säuseln der Luft. Helle Waldbäche rieseln, oder stürzen sich hinab in das bald enge, bald weitere Bette der Bode, und Mühlen aller Art vermehren durch ihr schnatterndes Geräusch das Leben in diesem Thale, welches leicht dem so gepriesenen Plauischen Grunde bey Dresden den Rang ablaufen möchte.

Bey der Marmormühle wendet sich der Weg links aus dem Thale, und über Hüttenrode kamen wir nach Blankenburg zurück. Diese Mühle, welche dem Herzog von Braunschweig auch zugehört, und auf seine Kosten betrieben wird, verarbeitet den Marmor zu allerley Gefäßen, Denkmalen und andern Dingen, welcher über ihr am Berge, in mächti-

gen Platten, gebrochen wird. Er ist weiß und schwarz, oder weiß und roth gemischt, und nimmt eine sehr gute Politur an. Obgleich steter Absatz der gefertigten Waaren da ist, auch in Blankenburg sich eine Niederlage davon befindet; so ist doch nicht viel Segen bey diesem Unternehmen, ja manches Jahr wird sogar stark dabey zugesetzt. Indessen läßt man es doch nicht eingehen, da eine nahmhafte Zahl Menschen davon ihren Unterhalt genießt.

Ich verließ Blankenburg nach einem achttägigen Aufenthalte daselbst, und durfte mir mit Ueberzeugung zurufen, daß ich hier sehr angenehme Stunden verbracht hatte, deren Rückerinnerung mir stets frohe Empfindungen einflößen wird, und für deren Verschaffung ich den guten Blankenburgern immerfort dankbar bleiben werde. In keinem Städtchen der Größe, (Offenbach allenfalls ausgenommen), habe ich je wieder so mannichfaltige Annehmlichkeiten, in Rücksicht des Umgangs, des geselligen Tons, der schönen Gegend, und der gütigen Aufnahme, vereint gefunden, als hier, und um so mehr verdienen daher diese Eigenschaften ein ihnen gebührendes Lob. Keine besondern Veranlassungen, keine Privat-Rücksichten leiten hier meine Feder; nein! es ist wahre,

reine Ueberzeugung, welche aus mir spricht, und welche mir auch jeder zugestehen wird, der sich länger in Blankenburg aufhielt, und es von mehrern Seiten kennen lernte.

Vor dem Tränkethore, aus welchem ich ging, sah ich einen kleinen Wasserbehälter, über dem ein großer hölzerner Vogelbauer oder Käfig schwebte, welcher in das Wasser gesenkt werden kann, und worein man Verbrecher steckt, um sie einigemal, nach der Größe ihres begangenen Uebels, untertauchen zu können; zur Ehre der Stadt schien aber diese Badeanstalt seit langer Zeit schon nicht gebraucht zu seyn. Etwas weiter hin stößt man auf ein Stück Mauer, das in der Mitte des Feldes ganz frey steht, und noch ein Rest der ehemaligen Stadtmauer ist, woraus sich mit Wahrscheinlichkeit schließen läßt, daß die Stadt sonst von größerem Umfange war, als jezt.

Der Weg von Blankenburg nach Werningerode, auf das ich jezt zusteuerte, führt eigentlich nicht nach dem Kloster Michaelstein; da aber der Umweg so wenig beträgt, den ich zu nehmen hatte, um es zu sehen, so ging ich ihn. Dies sonstige, dem Erzengel Michael und allen übrigen Engeln geweihte Kloster, macht in Rücksicht seiner Lage, eine Ausnahme von vielen andern Klöstern. Gewöhnlich suchten sich die

feisten Diener Gottes die schönsten Gegenden der Erde aus, und bauten sich dann auf Hügeln und Bergen an, um auch jede Art des Lebensgenußes sich zu verschaffen, um nicht bey dem üppigen Ueberfluße, in dem sie schwelgten, die Freuden einer weiten, lachenden Aussicht entbehren zu müssen; dies ist aber bey Michaelstein nicht der Fall. Tief in dem Walde verborgen, in einer öden und traurigen Gegend, von sumpfigten Vertiefungen umgeben, liegt es, unbemerkt von dem vorüberziehenden Wanderer, ungesehen von den fernen Bergen. Nichts reizt, um länger als im Durchgehen, die alten Klostermauern zu besichtigen, und nur durch die hier angelegte Oekonomie erhält der Ort einiges Leben, so wie auch durch eine übergroße Anzahl Kinder, welche vor den wenigen Kolonisten-Häusern ihr Wesen trieben, und das Gepräge der erbarmenswerthesten Armuth trugen. Ich eilte vorüber, und war nach einigen Stunden in der Gräflich-Stolberg-Werningerödischen Residenz Werningerode.

Werningerode.

Ungeachtet der drückenden Hitze des Tages wehte mich doch eine kalte Zugluft an, als ich gegen Abend um die Ecke des Waldes herumbog, Werningerode vor mir liegen, und im Hintergrunde des Brockens nackten Scheitel, über alle ihn umgebenden Gebirge, deutlich herausgestreckt sah. Die Nähe dieses Berges, und die vielen tiefen Thäler erzeugen jene auffallende Abwechselung der Luft, die für einen Landbewohner, der auf einen heißen Tag auch einen warmen Abend verlangt, auffallend und empfindlich ist. Hier weiß man dies nicht anders, und richtet daher seine Kleidung darnach ein. Wer sich diesem Zwange nicht unterwirft, ist steten Erkältungen ausgesetzt.

Man wies mich in einen Gasthof in der Vorstadt Nöschenrode, als den besten des Orts, und wirklich fand ich meine Erwartung mehr als erfüllt. So wohl das Aeußere als Innere desselben entsprach allem was ich wünschen konnte; dafür war es aber auch ein Hochgräflicher Gasthof, der administrirt wird. Dies geschieht indessen nicht, um desto mehr dabey zu gewinnen, denn manches Jahr wird noch zugesetzt; sondern allein aus der sehr löblichen Absicht, daß Fremde ein gutes Wirthshaus finden sollen.

Mein erster Gang des andern Tages war auf das Schloß. Dies liegt auf einem hohen Berge über der Stadt, dessen Gipfel zu ersteigen man eine gute Viertelstunde bedarf *). Es ist schlecht gebaut, ein zusammengeflickter und gestickter Klumpen. Da ist keine Façade, keine Fronte zu sehen, nichts als Winkel, Vorsprünge, hölzerne Aufsätze auf steinernen Unterlagen, kleine und große Fenster, kein in die Augen springender Eingang, ein kleiner Schloßhof, kurz nichts von Bedeutung und Interesse. Ob die innere Einrichtung besser ist, weiß ich nicht, da mir der Zutritt versagt wurde. Ich hatte daher diesen sauren Weg ziemlich umsonst gemacht, und nur die Aussicht vom Schlosse herab entschädigte mich einigermaßen. Zwar herrscht nicht die Mannichfaltigkeit darin, wie in der auf dem Blankenburger Schlosse; allein eine Parthie nach dem Dorfe Friedrichsthal zu, dessen viele neue Dächer zwischen dem dunkeln Grün so lieblich hervor blicken, und sich in einer langen Reihe in das Thal hinauf ziehen, die vielen Mühlen, welche diese Reihe fortsetzen, und der Brocken endlich, der stolz im Hintergrunde herüber blickt, ist schön. Der Schloßgarten liegt an und unter dem Schloßberge. Der Haupteingang in sel-

*) Der Berg, auf welchem es liegt, ist 597 Paris. Fuß hoch.

digen, ein großer Platz mit hohen Kastanien besetzt, überrascht sehr angenehm. Unter ihrem dichten Laubdache kann man beym heftigsten Sonnenschein im Kühlen umherwandeln, und das heilige schauerliche Dunkel, welches da immer herrscht, machte mir das Ganze zu einem irgend einer Gottheit geweihten, heiligen Haine. Ungern verließ ich ihn, um mich nun näher in dem weitschichtigen Garten zu besehen.

Da es zur Mode unseres Decenniums gehört, daß jeder, der ein Gärtchen oder einen Garten hat, auch eine sogenannte engländische Parthie darin anlegt, oder sein Stückchen Wiese mit schlängelnden Gängen durchschneidet, und mit Bäumen und Sträuchen ausländischer Himmelsstriche, mit Tempeln, Altären und dergleichen, besetzt, und gewöhnlich überladet; so vermuthete ich auch gleich hier diese Anglomanie, und irrte mich nicht. Er ist ganz in diesem beliebten Geschmacke zugestutzt, doch paaren sich die Parthien des Luxus sehr glücklich mit denen des Nutzens, man findet überall Spuren einer regelmäßigen Dekoration, und vermißt mit Vergnügen jede Ueberladung. Wenn ich mich aber auf der einen Seite durch den Anblick dieses Gartens sehr unterhalten fühlte; so erregte dagegen eine desto unangenehmere Empfindung folgende, hin und wieder an Bäume geheftete, gedruckte Nachricht:

„In diesem Garten darf weder Blatt, noch Reiß, noch Blume abgepflückt, nicht außer den Wegen gegangen, und kein Taback geraucht werden.“

Zwar ist dieses Gebot noch immer ziemlich glimpflich abgefaßt, in Vergleichung gegen andere, wo ich oft schon las: bey Karrenstrafe, oder bey Verlust der rechten Hand, oder bey so und so viel Thaler Strafe, wird hiermit verboten u. s. f.; indessen finde ich es doch weit eindringender, wenn man auf solchen Warnungstafeln die Sprache eines Bittenden führt So las ich zum Beyspiel, wenn ich nicht irre, im Weimarischen Park: „Es wird Jedermann gebeten, hier nichts zu beschädigen, oder abzupflücken.“ Wie viel duldender klingt dieses nicht! Ich bin überzeugt, daß Jedermann eher diese Bitte erfüllen wird, als wenn Galgen und Rad darauf stehen; und überhaupt macht es keinen guten Eindruck, wenn Jedem, der sich zu vergnügen, und die Natur zu genießen, Willens ist, ein solcher Machtspruch entgegen donnert. Mir geht es wenigstens so, daß ich dann weit furchtsamer zwischen den Schönheiten eines solchen Gartens hineile, indem ich stets glaube, daß, aus Versehn oder Zufall hier oder da ein Blatt durch mich abgerißen werden könnte, und man das Gesetz an mir vollzöge. Genau betrachtet,

sind solche Tafeln ganz unnütz; denn ein Mensch von Sittlichkeit wird es sich ohnehin nicht unterstehen, da zu pflücken, wo er nicht pflanzte, und ein Schlechtdenkender kann, wenn er nur will, doch solche kleine Räubereien begehen, ohne entdeckt zu werden, und diesen kann man dennoch strafen, ohne seine Entschuldigung, daß er nicht gewußt, daß dies hier verboten sey, anzuhören. Ueber das Verbot des Tabacksrauchens habe ich mich schon oben beym Quedlinburger Brühl geäußert, wohin ich daher verweise. Möchte man doch die natürliche Freyheit des Menschen nicht bis auf solche kleine Kleinigkeiten herab einzuschränken sich bemühen!

Der Graf von Stollberg-Werningerode ist ein wohlgebildeter, schön gewachsener Mann, der mit einem festen Character und gutem Herzen, einen solchen Grad der Artigkeit und Gefälligkeit verbindet, den man selten bey Menschen seines Standes antreffen wird. Jedermann, er sey von Adel oder nicht, der nur einigermaßen auf Gelehrsamkeit, auf Künste und Wissenschaften überhaupt, Anspruch machen kann, ist ihm willkommen, und findet einen Platz an seiner Tafel. Diese Popularität muß natürlich gefallen, und er besitzt wirklich nicht nur die Liebe seiner Unterthanen, sondern auch die Achtung eines Jeden, der ihn kennen lernt. Bey solchen

Eigenschaften kann man es daher um so weniger glauben, daß er so schwach seyn, und den preußischen Fürstentitel annehmen sollte, wie man sich damals ganz laut versicherte. Abgerechnet, daß er doch immer der jüngste, und noch dazu nur ein preußischer Fürst wäre, so würde die Durchlaucht auch auf seine Finanzen merklichen Einfluß haben. Denn ob diese gleich ganz beträchtlich für einen Grafen sind, (man giebt sie auf hundert und siebenzig tausend Thaler an), so würden sie es dann doch nicht mehr für einen Fürsten seyn, der schon mehr Aufwand zu machen genöthigt ist. Doch ich habe zu viel Zutrauen zum Herrn Grafen, als daß ich glauben könnte, ihn jenes Opfer seinem Ehrgeize bringen zu sehen. Er bleibe immer was er ist, man wird den Mann von Gehalt stets in ihm schätzen.

Was man selten unter den Großen dieser Erde findet, eine Ehe aus Neigung und Liebe geschlossen, trifft man hier beym Grafen von Werningerode an. Sein industriöser Vater hatte ihm bereits eine durch hohe Konnexionen und baare Mitgift glänzende Parthie auserkohren, als seine jetzige Gattin, eine geborne Gräfin von Stolberg Stolberg, zu einem Besuche nach Werningerode kam. Er, für körperliche Vollkommenheit und Güte des Herzens empfänglicher, als für konventionellen Zwang, sah, liebte sie, und wurde wieder geliebt. Ungeachtet der vä-

terlichen Vorstellungen gab er ihr seine Hand, sie blieb sogleich da, ohne ihm das Mindeste mitzubringen, als was seine Liebe erweckt hatte. Ihre Ehe segnete der Himmel desto reichlicher. Sieben Kinder leben ihm noch, und mehrere sind gestorben. Unter seiner Familie herrscht ein liebenswürdiger, häuslicher Ton, der um so mehr anzieht, da man ihn so selten unter dieser Klasse von Menschen auffindet. Der Erbgraf ist nicht von dem gewöhnlichen Schlage der Erbherrn, das heißt, wild, brausend, verschwenderisch, lüderlich, wie zum Beyspiel, sein sauberer Herr Vetter in Stolberg, sondern ein stiller, solider Mann. Die größte Unterhaltung gewährt ihm die Landwirthschaft. Er hat daher dem Vater einige Güter abgepachtet, und läßt sie administriren. Ob es nun gleich nicht ganz konsequent gehandelt heißt, wenn der Sohn des Landesherrn selbst Pächter wird, und dadurch mehrern Familien, die sich vorher auf jenen Gütern nährten, den Unterhalt benimmt; so ist es doch eher zu entschuldigen, als wenn er seine Tage mit Unbilden und hirnlosen Streichen vergeudete, wie der oben erwähnte Herr Vetter, den ich, beyläufig gesagt, vielleicht in der Folge meinen Lesern in seiner ganzen Größe präsentiren werde.

Die Stadt Werningerode enthält, mit Inbegriff der Vorstadt Nöschenrode, und dreyßig Feuerstellen,

welche um das Schloß herum stehen, und von den Hofofficianten bewohnt werden, ungefähr achtehalb hundert Häuser, worin gegen sechs tausend Menschen leben mögen, deren Hauptnahrungszweige Brauerey und Brandteweinbrennerey sind. Sie ist ziemlich schlecht gebaut, und enthält noch viele Häuser, die der Herr von Racknitz zu Mustern brauchen könnte, wenn er den Geschmack der Bauart des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts darstellen wollte. Die Straßen sind eng, krumm, und werden meistentheils in der Mitte von einem schmalen Wasser durchflossen. In dieses ergießen sich von beyden Seiten aus vielen Häusern stinkende Abzüge, welche nicht den angenehmsten Geruch umher verbreiten. In der Stadt befinden sich vier Kirchen, die gräfliche Regierung, das Consistorium, ein preußisches Acciseamt, und ein Posthaus.

Die ganze Graffschaft Werningerode, welche der Reichs-Verfassung nach, zum obersächsischen Kreise gehört, ihrer Lage nach aber eigentlich zum niedersächsischen gerechnet werden müßte, ist etwas über drey Meilen lang, und zwey Meilen breit. Der Graf ist zwar ein Reichsstand, er steht aber als brandenburgischer Vasall unter preußischer Landeshoheit. Brandenburg erhebt in der Stadt Werningerode die Accise, welche gegen zwey Millionen be-

trägt, und auf dem platten Lande die Contribution. Davon erhält der Graf eine gewisse Summe wieder zurück. Es hat ferner im ganzen Ländchen das Werbungsrecht, legt aber keine Soldaten hinein. Der Graf ist im Besitze aller übrigen Regalien. Zur Verwaltung seiner Einkünfte ist ein Cammercollegium angeordnet, das mit Zuziehung eines Forstmeisters und eines Bergofficianten, auch Forst- und Bergwerkssachen abhandelt.

Der Wege von Werningerode nach dem Brocken sind zwey. Der bequemere und kürzere geht über Haßerode, Friedrichsthal und Schierke; der unbequemere und längere über Ilsenburg und durch das Ilse-Thal. Ich wählte den letztern, vorzüglich um das schöne Ilse-Thal zu sehen, das mir außerdem entgangen seyn würde.

Ich verließ Werningerode an einem schönen, heitern Morgen, und versprach mir daher einen genügenden Abend auf dem Brocken. Wäre ich mehr mit der steten Veränderung des Wetters in dieser Gegend bekannt gewesen, so würde ich mich von dem wolkenreinen Horizont weniger haben täuschen lassen, wie ich leider! erfuhr.

Der Weg nach Ilsenburg führt immer am Fuße der Berge hin, über Altenrode und Drübeck, zwey Dörfer, wovon das letzte sehr ansehnlich ist, und ein Stift enthält, worin eine Aebtissin, und vier Conventualinnen sind, welche der Graf von Wernigerode ernennt. Er zieht auch die Einkünfte davon, und jene Glieder des Stifts erhalten nur etwas Gewisses.

Ilsenburg, ein schöner, großer Marktflecken, liegt zwey Stunden von Wernigerode entfernt, am Ausgange des Ilsethals. Die Ilse durchfließt ihn. Ehedem residirten hier die Grafen, deren Schloß noch auf einer Anhöhe steht. Durch das hier befindliche große Hüttenwerk, und durch die vielen von der Ilse in Umlauf gesetzten Mühlen aller Art, entspringt der größte Theil der Nahrung für die Einwohner.

So wie man aus dem Orte heraus ist, fängt das Ilse-Thal an. Mehrere Mühlen geht man vorüber, welche die stets zur Seite rauschende, forellenreiche Ilse treibt. Auf beyden Seiten ziehen sich hohe Berge hin, mit Laub- und Nadel-Holz bewachsen, und bald sieht man die große erhabene Felsenparthie vor sich, welche unter dem Namen des Ilsensteins bekannt ist. Dies ist eine sechshundert Fuß hohe Felsenwand, die sich auf der linken Seite des

Berges heraus drängt, und über das Thal hinneigt. Wahrscheinlich hieng sie einst mit dem gegenüber stehenden kleinern Felsen zusammen, wenigstens lassen es ihre ähnlichen Formen vermuthen, und wurde nur durch irgend eine gewaltsame Revolution auseinander gesprengt. Lange stand ich vor diesem wunderbaren und großen Bau der Natur, und sann über seine Entstehung nach; allein, wer vermag die Geschichte solcher Erzeugniße zu ergründen, wer die einstmaligen Revolutionen, welche diese Gebirge erlitten, zu berechnen! Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten allein bleiben uns übrig; denn

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wenn sie nur die äußre Schaale weist!

v. Haller.

Der Weg wird mit jedem Schritte rauher, und beginnt mühselig zu werden, wenn man am Fuße des Gebbersberges steht, woran der Weg steil hinan läuft. Läge doch deine Höhe erst zu meinen Füßen, rief ich seufzend aus, indem ich den schmalen, fast perpendikulären Pfad mit den Augen verfolgte, oder käme jezt ein wohlthätiger Berggeist, und trüge mich auf deine Spitze, wie wollte ich ihm danken! Allein, nichts erschien, als — ein erquickender Trunk Wasser aus der klaren Ilse, den

mir mein Führer reichte, und nun gings frisch hinan.

Ich hatte mir den Pfad beschwerlich vorgestellt; allein, er übertraf jede meiner Erwartungen und meine Kraft. Noch nie bin ich einen so steilen Berg gestiegen, noch nie floß mir der Schweiß so von der Stirn als hier. Langsam schlich ich immer höher hinauf, und errang endlich nach einer sauren halben Stunde seinen Scheitel. Bebend vor Ermattung, erschöpft an allen Gliedern, sank ich da am Fuße einer Tanne nieder. Das Herz schlug mir hoch auf, das Blut tobte in meinen Adern, eine brennende Hitze umfloß mein Gesicht. Kein Lüftchen fächelte mir Kühlung, kein Quell sprudelte zu meiner Erquickung. Alles um mich her lag erschlafft darnieder, und welkte einer völligen Dorrung entgegen. Eine Stille, ein Geist der Einöde herrschte auf den Bergen und in den Thälern, so weit mein Auge die Gegend bestreichen konnte, die furchtbar war. Kein Vogel sang, kein anderes Geschöpf ließ sich hören, nur ein Schwarm muthwilliger Fliegen und Mücken umsummte mich, und wollte seine Stachel in meinem kochenden Blute baden. Ich war sanft eingeschlummert, als mein Führer mich beym Arm ergriff, mir einen Strauß verkrüppelter Erdbeeren reichte, den er mühsam aufgesucht hatte, und mich

erinnerte, daß es Zeit sey weiter zu gehen. Ich griff gierig nach den blaßrothen Beeren, und labte meine Zunge mit dem sauren Safte der halbreifen Frucht, und nun wanderten wir weiter.

Der Weg stieg unaufhörlich, doch mäßig, und führte wieder auf die Fahrstraße, welche mit vielen Kosten von den umherliegenden, mit jedem Schritte sich mehrenden Granitblöcken, erbaut ist. Die Ilse, die ich im Thale verließ, erschien hier wieder. Sie rauschte über Klippen und Felsenstücken den Berg hinab, mir ein erquickendes Geräusch. Ich streckte mich an ihre Seite, schöpfte krystallhelles Wasser aus ihrem steinigten Bette, und schlürfte neues Leben ein.

Nach und nach wurde der Weg abwechselnder. Helle Waldbäche schlichen mit sanftem Murmeln auf allen Seiten vorüber, wälzten ihre kleine Wellen über den Schmelz bunter Kiesel, küßten freundlich jeden Grashalm, den sie auf ihrer Wanderschaft antrafen, und irrten so, durch tausend krumme Wendungen, mit freywilligem Spiele, ins wilde Thal hinab. Dampfende Meiler traf ich auf den unwirthlichsten Stellen, von schwarzen, halbnakten Köhlerjungen bewacht, welche springend auf mich zueilten, und bis ich mich lößte, den Weg freundlich sperrten.

Hin und wieder drängte sich ein Reh durch das dicke Tannengesträuch, und eilte über einen freyen Platz hinüber in noch dichteres Holz; auch Lerchen sangen hier über mir, eine Erscheinung, die ich nie erwartet hätte, oder eine einsame Schwalbe durchflatterte die Luft.

Da, wo ich den Fahrweg von neuem verließ, fieng ein nasser, sumpfiger Fußsteig an, der mit alten, morschen Bretter-Stückchen gepflastert ist. Ich schwankte über diesen nachgebenden Damm hin, nicht ohne Gefahr, bis über die Knöchel zu versinken, wenn ich fehl trat. Bis hierher blieb mir noch immer die Hoffnung, daß ich eine heitere Aussicht auf dem Brocken genießen würde, denn die leichten Wölkchen, welche am Horizonte schwammen, schienen mir nicht von Bedeutung; allein ich erwachte fürchterlich aus meiner lieblichen Phantasie. Denn ehe ich mich versah, befand ich mich in einen dichten Nebel eingehüllt, der mich durchnäßte, und keine zehn Schritte weit zu sehen verstattete. Weg war der heitere Himmel, der noch vor wenigen Minuten über mir schwebte, weg die warme Luft des Tages! Kalte Winde wehten mich an, und wandelten meinen Schweiß in Frost. Ich griff nach meinem Ueberrocke, um mich einzuhüllen, ich schritt rascher vorwärts, um eine Erkältung zu verhindern. Je höher

ich stieg, desto mehr spürte ich die Annäherung zum Brocken. Es wurde immer kühler, unfreundlicher, windiger und herbstlicher.

Und immer höher stieg ich auf,
Durchdrang der Urwelt Pforten,
Die Esche schwand, die Buch' erfror,
Bald starrten Tannen nur hervor,
Und auch die Tannen dorrten *).

Da lag das Wirthshaus vor mir. Heftig wehte hier der Wind mich an, ich eilte in die enge Behausung.

Der Brocken.

Da war ich denn auf dem Gipfel des Berges, der mir so oft schon in weiter Ferne entgegen nickte, den zu ersteigen ich Jahre lang umsonst bemüht war, den ich mit solcher Sehnsucht und so vieler Anstrengung erklimmte, und der mich gleich beym ersten Eintritte so unsanft bewillkommete. Gesiegt hatte ich über alle Hinderniße, gekämpft gegen jede Beschwerde; voll von Erwartungen, was mein Auge nun bald erblicken würde, achtete ich nicht der mühsamen Bahn, des vier Stunden langen Steigens, und, als ich

*) von Halem.

nun zu genießen hoffte, übergoß ein dichter Nebelschleyer alles um mich her, und — ich sah nichts! Unwillig trat ich in die Stube, warf mich in einen Winkel hinter dem warmen Ofen, zürnte mit mir selbst, und wußte nicht, warum? zürnte mit der Natur, zürnte mit allen um mich her, die doch mein Schicksal mit mir theilten. Doch bald kehrte die Vernunft zurück. Ich lächelte selbst über meine Thorheit, und sprang mit dem Entschluße auf, auch so lange auf dem Brocken zu bleiben, bis mir der Himmel günstig seyn, und ich ihm die Erfüllung meines Wunsches abgetrotzt haben würde.

Ich fand viele Gesellschaft in der kleinen Stube, denn jezt erst bemerkte ich sie. An sechszehn Personen saßen um den Tisch her, und harrten, gleich mir, auf bessere Zeiten. Wir erzählten uns bald unsere gehabten Unfälle, wir näherten uns mehr und mehr, wir wurden endlich so bekannt mit einander, als lebten wir schon Jahre lang zusammen. Ich habe diese schnelle Annäherung in den folgenden Tagen stets zu bemerken Gelegenheit gehabt, wozu der ähnliche Zweck der Zusammenkunft, oft, gleiche erlittene Unfälle, auch der enge Raum, in dem man eingezwängt ist, die Hände bieten, und sie befördern. Ein Theil durchsah das sogenannte Brockenbuch, und fügte mit unter seine Bemerkungen hin-

zu; ein Anderer vertrieb sich die Zeit mit Kartenspielen; ein Dritter zechte bey einer Powle Punsch; ein Vierter erzählte seine gemachte Harzreise, und mehrere Frauenzimmer belagerten den Ofen, und trockneten die nassen Kleider. Im Hintergrunde saß eine Parthie in einem Abschlage oder Alkoven, und verzehrte die mitgebrachten Viktualien, wo sie mir immer wie die Priester im Allerheiligsten des Salomonischen Tempels erschienen; und ich, ich ging bald zu dieser bald zu jener Gruppe, und schäkerte und scherzte mit. Das Abendbrod sammelte alle an den langen Tisch. Di· Unterhaltung wurde allgemeiner und lebhafter, Wein und Musik, denn auch daran fehlte es nicht, würzte die Kost, und der Abend verstrich. Um unser trauliches Häuschen tobte der Sturm, und rauschte der Regen nieder; uns schützte ein warmer Ofen und ein gutes Obdach.

Schon machten wir Anstalt, ein Ruheplätzchen zu suchen, denn zehn Uhr war bereits vorüber, als ganz unerwartet noch funfzehn neue Pilger erschienen. Mit schrecklichen Exklamationen traten sie zur Thür herein, verfluchten und verwünschten ihren unwissenden Führer, der sie irre geleitet und von Elbingerode herauf acht Stunden lang durch die unwegsamsten Thäler gebracht hatte. Mit übertriebenen Schilderungen beschrieben sie ihre Bahn, mahl-

ten mit den schrecklichsten Farben ihre Reise in der dunkeln Nacht, auf der sie die heftigsten Regengüße begleiteten, warfen ihre triefenden Kleider, nicht ganz sanft, hinter den Ofen, und scharmuzirten in der engen Stube auf und ab. Es waren Studenten, ich vergab ihnen daher ihr Betragen; aber unangenehm war es mir und allen denen, die schon lange hier waren, daß unser Zirkel auf eine solche Art gestört wurde. Zwar verließ uns ein Theil derselben bald wieder, und ging in das gräfliche Häuschen, welches diesem zur Seite steht, da der Raum des Wirthshäuschens für vierzig Personen, woraus nun unsere ganze Gesellschaft bestand, nicht hinreichte; allein einige der Unholde blieben doch zurück, und bemühten sich die ganze Nacht hindurch, Niemanden schlafen zu lassen. Ich verließ daher um Mitternacht die Stube, stieg auf den Boden des Hauses, hüllte mich in einen Mantel, und kroch in einen Haufen Heu. Sanft schlief ich hier bis an den hellen Morgen, und hörte nichts von dem Heulen des Windes, der das Dach abzudecken stets drohte, bis man mich früh Morgens weckte.

Noch umzog der dichte Nebel unser Häuschen, es regnete fort bis gegen Mittag. Da theilte sich erst dieser dichte Teppich, und zog sich höher hinan. Gegen Abend wurde es ganz heiter, und nun ent-

hüllte sich meinem forschenden, ungeduldigen Blicke eine unbeschreibliche Aussicht. Ich eilte auf den großen Brocken, die Sonne niedersinken zu sehen. Kaum daß ich den höchsten Gipfel erreicht hatte, als die westnordliche Seite des Horizontes mir wie ein feuriges Meer entgegen schien, in dessen Mitte die große Scheibe schwamm. Schwache Strahlen warf sie noch auf die höhern Bergspitzen des Harzes, und die östlichen Gegenden des Landes, und lieh ihnen ein purpurfarbenes Kolorit. Doch nicht lange genoß ich diesen schönen Anblick, sie sank hinab, um andere Regionen zu verklären, und ich rief ihr mit Kosegarten nach:

Sonne du sinkst!
Sink in Frieden!
Schlummre in Ruhe!
Erwach in Entzückungen Sonne!

Ich saß auf einem Felsstücke, sah die Spuren ihres Weges mehr und mehr verlöschen und bald ganz verschwinden. Lau und gegen meine Erwartung milde war die Luft. Ruhe und ungestörte Stille herrschte um mich her. Düsteres Dunkel zog sich in den unter mir liegenden Thälern hin. Immer matter und schwächer wurde das Tageslicht; immer mehr flossen die entfernten, und bald auch die nähern Gegenstände in einander; immer sichtlicher

senkten sich die Schatten der Nacht herab. Kein lebendes Wesen unterbrach mit einem Laute das Schauerliche, das Oede dieser Berge, kein Lüftchen säuselte in meinen Locken, nichts störte meine Schwärmereyen, in die ich versunken, mich an meinen Sitz wie angefesselt fühlte, als plötzlich ein Schuß und starkes Geschrey mich aufschreckte. Ich sprang auf, und blickte furchtsam um mich her. Ein kalter Schweiß überlief mich, ich wußte selbst nicht warum, und wem wäre es in meiner Lage nicht eben so gegangen! Ein zweyter Schuß und abermaliges Schreyen ließ mich antworten. Ich rief nach der Gegend, wo ich den Blitz des Schußes gesehen, und man rief wieder. Wir näherten uns, und — ich erkannte den Wirth aus dem Brockenhause nebst noch einigen, welche aus Besorgniß, daß ich mich verirrt haben möchte, mir nachgegangen waren. Ich dankte allen herzlich für ihre Fürsorge, indem ich nun erst die Gefahr, in die ich mich durch meine Verspätung begeben hatte, einsah, da es mir gewiß nicht gelungen seyn würde, den Rückweg allein zu finden, und kehrte zurück. Ein allgemeines Freudengeschrey empfieng mich bey unserer Ankunft in dem Hause; man machte mir Vorwürfe über meine Verwegenheit, und wünschte mir zugleich Glück über den guten Ausgang der Gefahr, in welcher ich geschwebt hatte. Der Wirth erzählte bey dieser Gele-

genheit mehrere ähnliche Vorfälle, die er schon hier erlebt hatte. Vor einigen Jahren, sagte er, habe man auch in einem unbesuchten, engen Thale ein Menschengerippe gefunden. Wahrscheinlich habe sich dieser Unglückliche auch verirrt, und sey von einem Felsen hinabgestürzt. Ein schrecklicher Tod!

Mehrere unserer Gesellschaft waren wieder abgereist, kaum die Hälfte derselben blieb da. Wir erhielten daher für diese Nacht ein Lager auf Stroh. Indessen dieses bereitet wurde, ging ich vor die Thür. Da schwebte der Mond über mir am wolkenleeren Himmel, umgeben von tausend kleinen Welten, und beleuchtete die großen, weiten Ebenen und Gebirge um mich her. Ach! es war ein schöner, ein erhabener Anblick, eine so ausgebreitete Fläche mit ihren rastlosen Bewohnern in tiefen Schlummer versenkt zu sehen, und hoch hob meine Seele der stärkende Gedanke, der sich mir hier aufdrängte, daß über alles dieses ein Gott mit ewig dauernder Liebe walte, daß er auch über mich wache, über mich, einen Punkt, in diesem weiten All!

Am andern Morgen weckte uns der Wirth mit der angenehmen Nachricht, daß der Horizont ganz heiter sey, und die Sonne gut aufgehen werde. Rasch sprangen wir von unserm Lager auf, warfen unsere Oberröcke über, und nun ging es fort auf den

großen Brocken. Es war drey Uhr vorüber, als wir seine Spitze erreicht hatten. Ich trennte mich bald von meiner Gesellschaft, suchte mir ein einsames Plätzchen, und setzte mich da allein nieder, um ungestört meinen Empfindungen nachhängen zu können. Die Luft war frisch doch nicht kalt, der Horizont, besonders in Osten, ganz wolkenfrey. Alles schlummerte noch rings um in der Natur; der Morgen dämmerte nur erst; leichte Nebelwölkchen flossen noch in den Thälern hin; aber bald begann es zu tagen. Der Saum des östlichen Horizontes röthete sich mehr und mehr, und endlich entbrannte er ganz. Doch, — wo nähme ich Farben her, dies Bild zu vollenden! und liehe ich sie der Natur selbst ab, es bliebe leblos. Sie trat hervor in ihrer Majestät, sie stieg, und jezt flammte ihr großer Zirkel mir entgegen. — O Schöpfer dieses ewigglühenden Lichts, o Gott! wie groß bist du!

Eine Fülle von Empfindungen drängte sich in mir zusammen, ich sank nieder, und betete, umlächelt von den rosigen Wangen des Morgens, zu meinem Gotte auf.

Lächle über diese scheinbare Schwärmerey, wer es kann, halte die Schilderung meiner Empfindungen für bloße Fiktion, wer da will; ich weiß es, daß ich noch nie wärmer zum Wesen aller Wesen be-

tete, als hier auf dieser Stelle, daß sich noch nie eine solche Fülle heiliger und wohlthuender Empfindungen in meinem Innersten zusammen häuften, als beym Anblicke der aufgehenden Sonne auf dem Brocken, und daß ich nirgends noch das Bedürfniß lebhafter empfand, diesen Gefühlen durch Worte Luft zu machen, als hier. Niemand kann Gefühle der Art berechnen, der nicht selbst Zeuge solcher Auftritte war, der für sie keinen Sinn mehr hat, oder dessen Fiebern zu dicht gewebt sind, um für sie reizbar zu seyn. — O Natur! — wer dich nicht als den sprechendsten Beweis eines Gottes anerkennt, wer deine heiligsten Momente mit Gähnen anblicken kann, der verdient nicht Mensch zu seyn. —

Dort stand sie, von blauem Duft umflossen, und rief den weiten Erdkreis zur neuen Thätigkeit auf. Mit jedem Augenblicke floh das matte Dunkel der Thäler mehr, und nun trat ein Theil der großen Landschaft nach dem andern deutlicher vor meinen Blick. Städte und Dörfer hob das Licht sichtlicher heraus, die blassen Unterscheidungszeichen der Gegenstände sah man immer genauer; es war ein lieblicher Anblick, diese langsame Entfaltung des bunten Teppichs, das Regsame und Thätige in der Natur beobachten zu können. Voll Freude übersah ich dieses Gemälde, und wurde nicht müde im Anschauen

desselben. Aber ach! — ein feindseliger Dämon raubte mir diesen Genuß, denn ehe ich es gewahrte, umhüllten mich dichte Wolken. Alles verschwand vor meinen Augen, selbst die Sonnenstrahlen waren nicht stark genug, durch dieses Wassergewebe zu dringen, und ich stand jezt, wie auf einer Insel im Meere. Nichts sah ich, als den dürren Boden zu meinen Füßen, und auch diesen nur auf zehn Schritte weit. Umsonst suchte ich meine Begleiter, umsonst rief ich ihre Namen nach allen Gegenden aus, der Schall erstickte in dem Dufte. Ich wollte nach dem Wirthshause zurückkehren; allein kein Weg war sichtbar, weniger noch das Haus. Ich irrte auf der Fläche des Berges hin und her, fand das Wolkenhäuschen, aber leer, fand die auf der höchsten Spitze errichtete Stange, aber Niemand, der mich hätte zurecht weisen können. Was war hier mehr nöthig, als Geduld! Ich kehrte nach dem Wolkenhäuschen zurück, um mich gegen die Nässe, welche sich an mich anhing, und gegen die mit einemmale entstandenen heftigen und kalten Winde zu schützen, und da mein Schicksal abzuwarten. Hier harrte ich nun wohl eine gute Stunde auf Aenderung des Wetters, aber umsonst. Ein neuer Versuch, den ich zur Auffindung des Weges machte, mislang ebenfalls; ich mußte in meine Klause zurück, denn es regnete nun heftig. In der That, meine Lage war nicht die an-

genehmste. Durchnäßt, von Lebensmitteln entfernt, vom Wind durchkältet, ohne Hoffnung so bald aus meiner Gefangenschaft erlöst zu werden, fühlte ich sehr das Unbehagliche derselben. Zwar gewährte es mir einige Unterhaltung, wie der Sturm die Wolken wie mächtige Lauinen den Berg hinab wälzte, oder sie gleich Seifenblasen vor mir herumkreiselte; ich sehnte mich aber dennoch aus dieser Lage, wo einige Elemente chaotisch durch einander wirbelten, zurück in das warme Brockenstübchen. Indessen half mir mein Wünschen nichts. Verdrüßlich drehte ich mich zwischen den vier Wänden meines Kerkers herum, gähnte die vielen Namen an, welche der Muthwille, oder vielleicht auch ähnliche Langeweile erzeugt hatten, und die mit Mühe in das harte Holz eingegraben sind, als ich auf einem Sparren über mir etwas, einem Buche ähnliches erblickte. Was für eine Entdeckung hätte mir jezt willkommner seyn können! Ich sprang darnach in die Höhe, erhaschte es glücklich, und sah in meinen Händen die ersten vier Bogen des — Noth- und Hülfsbüchleins v. Becker. Der Titel paßte recht gut für mich. In Noth war ich, und Hülfe brauchte ich; aber erstere konnten diese wenigen Blätter nicht heben, und letztere nicht verschaffen. Beydes mögen sie Herrn Becker eher geleistet haben; denn auf dem Titel stand mit rother Schrift, „Neueste

Auflage," welches wohl die Zwölfte seyn kann. Indessen setzte ich mich doch damit nieder, und las so weit ich konnte. Wahrscheinlich lag es aber an mir selbst, und an meiner misgelaunten Stimmung, daß die Mildheimsche Geschichte mir kein Interesse ablocken wollte, — denn Herr Becker hat gewiß alles mögliche gethan, — genug, ich warf die Bogen — der Herr Rath verzeihe es mir — unwillig in den Winkel, und sah mich nach dem Wetter um. Allein dies war noch das vorige. Sollte es denn aber gar nicht möglich seyn den Rückweg zu finden! — So rief ich mir selbst zu, indem ich unter den stärksten Regengüßen aus dem Häuschen trat, und meine Nachforschungen wiederholte. Gerade aber, als tappte ich im Wasser hin und her, so durchnäßt war ich nach fünf Minuten. Ich konnte nicht weiter, ich mußte zurück fliehen. Jezt riß wirklich der Faden meiner Geduld, und ich war nahe dran, meine Idee, auf den Brocken zu reisen, zu verwünschen; doch nur wenige Augenblicke war ich unwillig; denn mir fiel indem Silberschlag's ähnliches Schicksal auf dem Brocken ein, welches er in seiner Geogenie mittheilt. Im Jahre 1751 war er nemlich auch eines Morgens hier, um eine von der Heinrichshöhe bemerkte Wolke näher zu besichtigen. Kaum war er in diese gekommen, als sich seine Begleiter durch Zufall von ihm trennten. Umsonst sah er sich nach

ihnen um, denn was über funfzehn Schritte von ihm entfernt war, lag außer seinem Gesichtskreise. Er rief, aber die Wolke hemmte den Ton. Da er sich nun weder vor- noch rückwärts zu gehen getraute, so setzte er sich auf einen Stein. Die Kälte war, wie er versichert, so groß, wie die strengste Winterkälte von 1740. Sein Hauch verwandelte sich unmittelbar in Schnee, sein Speichel in Eis. Die Ausdünstungen des Körpers froren an die Haare der Wildschur an, welche zuletzt auf der Seite, wo der Wind her kam, wie eine beglaste Hechel aussah. Die Bewegung der Hände und Füße unterhielt noch die natürliche Wärme des Körpers. Nach anderthalb Stunden aber empfand er eine Lähmung in allen Gliedern, es überfiel ihn eine Müdigkeit, und ungeachtet er wußte, daß der Tod darauf folgen würde, war er doch nicht vermögend, sich deren zu erwehren. Ein neues Phänomen ermunterte ihn indessen wieder. Es fieng nemlich an zu schneyen, und während er dieses genauer beobachtete, führte der Wind die Wolke fort, er saß mit einem male im hellesten Sonnenscheine, und war gerettet.

Von solcher gefahrvollen Art war nun freylich meine Lage nicht; indessen doch gewiß nicht viel weniger. Doch rettete mich endlich mein guter Genius, der mich auf dieser ganzen Reise schon oft von klei-

nen Unfällen befreyt hatte, auch dieses mal. Ich hörte nemlich nach einem dreystündigen Aufenthalte in dem Wolkenhäuschen, den Klang der Schellen von einer Heerde. Harmonischer klang mir noch nie ein Ton in meine Ohren, und belebte mich mit solchem Entzücken als dieses Glockenspiel. Ich sprang zur Thür hinaus, forschte nach, und — ein Schäfer war mein Befreyer. Für ein kleines Geschenk löste er die Riegel meines Gefängnisses, brachte mich auf den Weg, und glücklich, doch ganz durchnäßt, langte ich im warmen Stübchen an.

Da ich gewiß nicht der erste gewesen bin, wie die vorhin mitgetheilte Nachricht von Silberschlag's Schicksal schon beweist, der sich auf diese Art in nicht geringe Verlegenheit gesetzt sah, und auch nicht der letzte seyn werde; so wäre es allerdings zu wünschen, daß man auf irgend eine Art einen Wegweiser für Unkundige auf der Höhe des Brockens anbrächte. Dies könnte nun entweder durch Pfähle geschehen, welche man von zehn zu zehn Schritten von der Spitze des Brockens bis dahin, wo man nicht mehr irren kann, aufrichtete, oder durch eine aufgethürmte Reihe von Steinen, der man folgen könnte, und woran doch hier kein Mangel ist. Der Graf von Werningerode, dem jeder Reisende ohnedies schon für die vorgerichtete Bequemlichkeit auf

diesem unwirthlichen Gebirge seinen Dank zollt, könnte durch einen solchen unmöglich kostspieligen Wegweiser seine Verdienste um den Brocken noch mehr erhöhen, und des wärmsten Beyfalles gewiß seyn.

Da sich gegen Mittag der Horizont ganz entwölkte, und die entferntesten Gegenstände sehr deutlich hervor traten, so erstieg ich den Brocken zum drittenmale, um mich nun einzig mit der Aussicht zu beschäftigen. Der Weg von dem Wirthshause dahin scheint beym ersten Anblicke kürzer zu seyn, als er wirklich ist. Diese optische Täuschung entsteht dadurch, daß man über ein kleines Thal hinweg sieht, durch welches der Weg läuft und ihn verlängert. In diesem wurde ehedem Torf gestochen, daher auch das Sumpfigte und Schwammige des Bodens, über welchen, des bessern Fortkommens wegen Bretterstücken gelegt sind. Ehe diese Torfstechereyen angelegt wurden, war auf dieser Stelle der sogenannte Hexenteich, welcher aber nachdem verschwand. Zur Rechten bemerkt man noch die Grundmauern von den zum Trocknen des Torfs erbauten Schuppen, welche aber, als man die Stecherey eingehen ließ, weggerissen wurden. Nicht der Mangel an Torf hinderte seine weitere Förderung, denn er liegt noch in Menge zu Tage, sondern der geringe Nutzen

desselben. Er kam durch den Transport so hoch zu stehen wie die Holzkohlen, ob er gleich nur bis zu den nahgelegenen Eisenhüttenwerken in Schierke gefahren wurde.

Die oberste Fläche des Brockens beträgt nach Schröders Berechnung eine halbe Stunde im Umkreise. Auf der höchsten Stelle derselben ist ein Haufe von Steinen zusammen getragen, in welchem eine Stange, zur Bezeichnung, daß dies der höchste Punkt sey, aufgerichtet ist. Diese Stelle verdiente nun wohl eine bessere Säule als die gegenwärtige, welche dem Muthwillen manches Reisenden so leicht ausgesetzt ist. Ein Obelisk, oder eine egyptische Pyramide müßte hier keinen übeln Effekt machen.

Die Brockenspitze liegt ungefähr sechstausend rheinländische Fuß über der Meeresfläche erhaben. Sie wird von vielen für die höchste Bergspitze Deutschlands gehalten, aber dies ist nicht der Fall; der Fichtelberg, der höchste Punkt des sächsischen Erzgebirges bey Oberwiesenthal, ist um zweyhundert und neun Pariser Fuß höher. Uebrigens ist er noch zweytausend Fuß niedriger als die Schneekuppe im Riesengebirge, und 11067 Fuß niedriger als der Montblanc, und würde also viermal auf sich selbst gethürmt, noch um sechshundert Fuß vom Montblanc

an Höhe übertreffen werden *). Mehrere angestellte Höhenmessungen des Brockens über Wernigerode, Ilsenburg, Schierke, Göttingen, Nordhausen und andern Orten, finden sich in Friesleben's Werke, welche aber bey ein und demselben Orte, wenn sie von verschiedenen Personen angestellt waren, fast stets anders lauten.

Ich übergehe alle übrige Merkwürdigkeiten auf der Brockenhöhe, als da sind: der Hexenbrunnen, der Hexenaltar, die Teufelskanzel, das Schneeloch und dergleichen, mit Stillschweigen. Ueber sie alle ist schon so mancherley und so ausführlich geschrieben worden, daß ich nur nachschreiben könnte; ich verweise daher auch hier wieder auf die schon oben erwähnte „Reise durch den Harz und die Hessischen Lande," und weile nur bey der Aussicht.

Diese ist ungemein groß und mannichfaltig. Freylich übersah ich nicht, wie Brydone einst auf dem Aetna, einige Meere, ganze Königreiche mit ihren See-Häven, Städten, Inseln und einen Zirkel von einigen tausend Meilen, aber immer doch eine sehr beträchtliche Fläche. Man übersieht das ganze Fürstenthum Halberstadt, die Abtey Quedlinburg, einen Theil des Herzogthums Magdeburg, der

*) Friesleben Bemerkungen über den Harz, 2ter Thl. S. 20.

Mark Brandenburg, des Fürstenthums Anhalt, der Grafschaften Mansfeld und Stolberg, des Fürstenthums Schwarzburg, des Gebiets der Stadt Erfurt, der Fürstenthümer Gotha und Weimar, des Eichsfeldes, der Hessischen Herrschaften, der Grafschaft Hohnstein, des Fürstenthums Calenberg, des Herzogthums Braunschweig, und die ganze Kette der Harzgebirge. Der Umfang dieser Aussicht ist von Silberschlag zu siebenzehn deutschen Meilen angegeben, folglich übersähe man ein Segment der Erdkugel, dessen Durchmesser fünf und dreißig deutsche Meilen betrüge.

Ohne das Auge bewaffnen zu müssen, erkennt man sehr deutlich die Städte Magdeburg, Quedlinburg, Halberstadt, Derenburg, Zellerfeld, Clausthal und Werningerode; und mittelst Fernrohrs noch Helmstädt, Wolfenbüttel, Braunschweig, Brandenburg, und in dieser Gegend, so wie bey Magdeburg die Elbe, Bernburg, Zerbst, den Petersberg bey Halle, das Schloß Friedenstein in Gotha, Erfurt, den Inselsberg, den Poßenthurm bey Sondershausen, die Gleichen bey Gotha, die Festung Deister bey Pyrmont, den Meißner im Hessischen, und eine Menge kleinerer Städte und Dörfer. Das Ganze gleicht einer großen Landcharte, die zu den Füßen des Brockens ausgebreitet liegt, und welche ganz

genau zu überblicken und durchzugehen Tage erfordert.

Ungeachtet ich einen rechten guten Dollond bey mir hatte, so war ich doch nicht vermögend, die Gegend von Hamburg zu erforschen, welche der alte Brockenbeschreiber Ritter mit einem achtzehn Schuh langen Fernrohre gesehen haben will. Ich zweifle auch, daß je ein menschliches Auge, und wenn es noch so gut bewaffnet gewesen, bis dahin gedrungen ist; aber das gebe ich zu, welches man mir in Hamburg sagte, daß man einige Meilen vor Harburg die Brockenspitze sehen könne. Selbst habe ich mich indessen nicht davon überzeugen können, ungeachtet ich während meines Aufenthaltes in Hamburg einigemal darauf ausgegangen bin.

So reich aber auch an mannichfachen Gegenständen die Aussicht von hier ist; so einzig die Stelle in ihrer Art bleiben wird, indem man sich über alles erhaben sieht, und nichts als die Beschränktheit der menschlichen Sehkraft weiter zu blicken hindert; so ziehe ich doch die Aussicht, welche man vom Blankenburger Schlosse hat, vor. Hier sieht man zu viel; das Auge schweift in den weiten Flächen zu ungehindert fort, findet nirgends einen Ruhepunkt, und sucht umsonst eine mahlerische Parthie. Es ent-

springt das Vergnügen dieser Aussicht, um mich mit Garve auszudrücken, mehr aus Ideen, als durch den sinnlichen Anblick der Gegenstände. Man sieht die Städte und Dörfer, welche in dem weiten aufgedeckten Raume vertheilt liegen, die nahen ausgenommen, nicht wirklich, sondern man weiß nur, daß sie da oder dort liegen, und man sieht etwas, welches einer Spur davon ähnlich ist. Dort erblickt man nur einen kleinen Theil dieser großen Fläche; dort weilt aber das Auge gern an den vielfachen Bergen und Hügeln, welche der Landschaft Reize leihen; dort sieht man gleichsam ein schönes Gemählde zu seinen Füßen anfangen, das sich allmählig in der Ferne immer mehr und mehr in eine Zeichnung verwandelt; dort stellt sich endlich mit jeder Wendung eine neue liebliche Parthie dar, in welcher die Gegenstände deutlich und klar vorliegen. Doch bleibt die Aussicht vom Brocken, wie gesagt, immer einzig, und verdient ganz unbezweifelt, daß man den Weg herauf nicht scheut. Freylich ist es ein seltener Fall, daß man einen so ganz heitern, dunstleeren Tag trifft, welches Glück mir gerade zu Theil wurde, denn den größten Theil des Sommers hindurch ist alles durch Dünste verdeckt, und nicht der zwanzigste, ja, was sage ich, nicht der fünfzigste der Brockenbereisenden sieht alles das, was man hier sehen kann. Man wird es nicht besser gewahr, wie so viele dies Ge-

birge unbefriedigt verlassen, als wenn man die Bücher durchblättert, in die sich jeder Wallende einschreiben muß. Fast auf jeder Seite stößt man auf Klagen wegen beschränkter oder gar nicht genossener Aussicht, und selten, daß man einen ganz Zufriedenen entdeckt.

Mir fehlte zum vollkommenen Genuße aller Genüße auf dem Brocken nichts, als die Ansicht eines Gewitters. Um dieses zu ertrotzen, hielt ich mich noch einen Tag länger oben auf, als ich anfangs Willens war; allein ich erreichte meinen Zweck doch nicht. Es thürmten sich zwar Gewitter-schwangere Wolken mehrmals auf; allein sie zogen ruhig vorüber. Dies Schauspiel, welches die Alten als ein Wunder vom Athos und Olympus erzählten, soll übrigens eins der vorzüglichsten und erhabensten seyn, wie ich vorher schon von mehrern gehört hatte, und welches mir besonders der Wirth des Brockenhauses versicherte, der oft schon die schwärzesten Wolken, von Blitzen durchschnitten, unter sich und über sich den heitersten Himmel sah.

Dieser Wirth, Reiche heißt er, ist ein guter, gefälliger Mann, der seine Gäste, so viel er vermag, zu unterhalten und gut zu beköstigen sucht, und sich seine Lebensmittel eben nicht zu theuer bezahlen läßt, wozu er doch die beste Gelegenheit hätte,

und auch in Hinsicht der mühsamen Herbeyschaffung derselben mehr berechtigt wäre, als der Wirth des Wörlitzer Gasthauses, welcher der Fremden Beutel besser in Contribution zu setzen weiß. Seine Vorrathskammer ist stets mit Bedürfnissen aller Art gefüllt, und selbst ein lüsterner Gaumen findet in ihr Befriedigung. Im Maymonat jedes Jahres zieht er mit seiner Familie von Ilsenburg herauf, und im October erst wieder zurück. So lange er oben ist, erhält er vom Grafen von Werningerode wöchentlich einen Thaler, welches gewiß ein Beweis ist, wie sehr derselbe wünscht, daß der Mann noch mehr in den Stand gesetzt werde, seine Gäste gut bewirthen zu können, denn nöthig ist diese Unterstützung im Grunde nicht, da es keinen Tag an Fremden mangelt, und der Mann sein gutes Auskommen dabey hat. Die Werningerödische Cammer muß übrigens, ich kann nicht umhin, dies zu ihrer Ehre zu bemerken, ein von den Cammern anderer kleinen Herren verschiedenes System befolgen, und nicht die Plus-Macherey zu ihrem Hauptgegenstande machen, sonst würde das Brockenhäuschen gewiß einen jährlichen Pacht einbringen müssen, um die herrschaftlichen Revenüen zu vermehren.

Das Brockenhäuschen, nebst dem ihm zur Seite stehenden, welches sich der Graf von Werningerode

zu seinem Abtritt erbauet hat, aber auch im Nothfall Fremden eingeräumt wird, können zwar eine ziemliche Anzahl Menschen fassen; allein oft sind sie beide noch zu klein. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß eine Erweiterung derselben geschähe, wozu auch Hoffnung da seyn soll. Indessen wird Jedermann gewiß jetzt schon mit allen vorhandenen Vorrichtungen zufrieden seyn; und findet man gleich nicht jede Art von Bequemlichkeit hier, welches auch gar nicht zu verlangen ist, so wird man dennoch dem Erbauer desselben im Stillen danken. Eine nähere Beschreibung dieser beiden Häuser bis auf den geringsten Bretnagel herab, findet man in Schröders Beschreibung des Brockens, wohin ich verweise.

Dieser Herr Amtskommissarius in Werningerode hat sich unbezweifelte Verdienste um den Brocken sowohl, als um den ganzen Harz, durch mehrere Schriften errungen. Sein Eifer zur immer nähern Bekanntmachung der wesentlichsten Merkwürdigkeiten des Harzes ist unermüdet, und man würde ihm unrecht thun, wenn man ihn nicht zur Fortsetzung seiner Forschungen ermuntern wollte. Seine Schriften könnte man auch noch mit mehrerm Vergnügen lesen, wenn der Vortrag weniger weitschichtig, gedehnt, und von vielen unerheblichen Dingen gesäubert wäre. Seine Vorliebe für alles, was nur eini-

ger maßen Bezug auf den Harz hat, geht so weit, daß er sogar die Bücher, in die sich jeder der Reisenden auf den Brocken einschreibt, hat in Druck erscheinen lassen. Zwar hat er diese Annalen, wovon das Manuscript sich auf dem Brocken befindet, vorher von vielen schmutzigen, läppischen und erbärmlichen Einfällen und Witzeleyen gereinigt; allein, noch immer nicht genug, um bey ihren Durchblättern länger als eine Viertelstunde Unterhaltung zu fühlen. Doch, was versucht der Mensch nicht alles, um zu erwerben, selbst auf Kosten seines Verstandes zu erwerben!

Ich war nun drey ganzer Tage auf dem Brocken gewesen, hatte den Berg so lieb gewonnen, war überall schon so eingewohnt, gefiel mir selbst so gut, wenn ich Abends vor der Thüre hingestreckt in die weite Gottes-Welt hinabblickte, und um mich her die feisten Kühe meines Wirthes weiden sah, oder eine der Hennen kakernd ihre eben empfangene Frucht verrieth, daß ich schon Willens war, noch einen Tag zuzugeben. Allein ein Schwarm wilder Buben, welche am Abend des dritten Tages den steilen Berg herauf gesprengt kamen, und ihre keuchenden Pferde mit schon blutigen Sporen vorwärts trieben, wenn sie unter der Last erliegen wollten, änderte meinen Vorsatz, denn ihre Gesellschaft

stand mir nicht an. Es waren Grafen, Baronen und dergleichen, teutsche und französische, mit Bändern, Stiftszeichen und ungültigen Ludwigskreuzen behangen.

„Quel diable de vue!“ rief der eine aus, indem er vom Pferde sprang, diesem die Zügel über den Hals warf und es laufen ließ, „ne peut on pas voir ici la ville?“ nemlich Paris.

„Du bist nicht klug, rief ihm ein anderer auf gut teutsch zu, wo willst du hier Paris sehen können!“

Ich konnte mich des lauten Lachens bey dieser sonderbaren Prätension nicht enthalten, und erinnerte mich lebhaft an einen ähnlichen geographischen Schnitzer eines Franzmannes, den ich einmal, wenn ich nicht irre, im Esprit des Journeaux las. Es wurde da nemlich eine aus einer deutschen Zeitung übersetzte Rezension von gewissen Gedichten mitgetheilt, worin der Rezensent sagte, daß sie so fließend gedichtet wären, wie die des alten Vaters Gleim. Dies war so übersetzt: „Ces vers coulent comme les ondes du vieux Gleim,“ und bey dem Worte Gleim war noch die Note vom Uebersetzer hinzu gefügt: „Gleim, fleuve très rénomé en Allemagne.“

Der ganze Abend wurde von diesen Menschen mit den elendesten Gesprächen über ihre Ahnen und Wappen zugebracht. Man hörte von nichts, als von Armes parlantes, von Stiftsfähigkeit, von Mesalliançen, und dergleichen reden, und jeder expectorirte sich auf die erbärmlichste Weise über diese wichtigen Gegenstände. Anfangs wendeten sie sich zuweilen mit einem Worte an mich; als der Wirth aber zufällig meinen Namen nannte, und sie hörten daß ich ein roturier sey, empfieng ich keinen freundlichen Blick mehr von ihnen, womit mir übrigens sehr gedient war. Wohl euch, dachte ich, wenn ihr im Selbstgefühle eures Namen-Adels, eures ererbten Wörtchens Von euch glücklich wähnt; wohl euch, wenn ihr glaubt, daß dieser Geburts-Zufall euch über andere ehrliche Menschen hinweg zu heben vermag, die eurer Blicke nicht würdig sind! — und straks packte ich meine Siebensachen ein, legte mich auf mein Lager, ohne ein Ludwigskreuz oder Verdienstordenszeichen mit zur Ruhe zu nehmen, schlief süß bis an den frühen Morgen, und verließ den Brocken, indem der Wirth die schnarchenden Ludwigsritter und Stiftsherrn zum Anschauen des Sonnenaufganges wecken wollte.

„Que le diable t'emporte toi et ton soleil!“ schrie ihm einer entgegen, und wälzte sich auf die

andere Seite. „Und als der Wirth dies nicht verstand, rief er: „Fort, fort, mag nits sehen.“

„In Gottes Namen, brummte dieser für sich, mir ist's recht, wenn ihr schlafen wollt“. Dabey reichte er mir die Hand und sagte: „Nun, leben „Sie wohl, kommen Sie bald wieder, wenn es Ihnen bey mir gefallen hat, und reisen Sie glücklich.“

„Und nun lebe wohl, Vater Brocken! rief ich aus, Du bist mir lieb geworden.“

Noch einen Blick warf ich in die Tiefen, noch einmal schwelgte mein Auge im Anschauen der großen Flächen, und mühte sich doppelt, diese Bilder meiner Seele fest einzuprägen, noch einmal überließ ich mich allen den Gefühlen des ersten Eindruckes, und dann drehte ich mich schnell hinweg. — Es war mir so bange, je mehr ich mich von dem Häuschen entfernte, das mich so treulich geborgen hatte; es war mir so beklommen ums Herz, indem ich weiter vorschritt, als müßte ich mich von einem biedern Freunde trennen. Der Gedanke, daß ich wahrscheinlich nie wieder diese Höhe je ersteigen würde, erfüllte mich mit Trübsinn. Ich eilte den Berg hinab, und erst, als mich wieder dichter

Tannenwald umgab, als jede Aussicht in die Ferne meinen Blicken entrißen war, mäßigte ich meine Schritte, und folgte meinem Führer schweigend nach.

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Wilhelm F.

Meine Streifereyen in den Harz und in einige seiner umliegenden Gegenden

Bd.: 1

Weimar (1800)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.786(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095852-0
VD18 80300685-001